

Merseburger Correspondent.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Bezugspreis: Vierteljährlich 1,20 M. bezm. 1,50 M. einschließlich Bringerlohn; durch die Post bezogen Vierteljährlich 1,62 M. einchl. Bestellgeld. Einzelnummer 10 Pf.
— Fernsprecher Nr. 324. —

Gratisbeilagen:
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Landwirtsch. u. Handelsbeilage
Wissenschaftliches Monatsblatt
Kotterlisten — Kurztittel

Anzeigenpreis: Für die einpaltige Zeile oder deren Raum 20 Pf. im Reklameteil 40 Pf., Chiffreanzeigen und Nachweisungen 20 Pf. mehr. Platzvorbehalt ohne Verbindlichkeit. Schluss der Anzeigenannahme: 9 Uhr vormittags.
— Geschäftsstelle: Deligrade 9. —

Nr. 142.

Sonntag den 20. Juni 1915.

41. Jahrg.

Schwere und hartnäckige Kämpfe um Arras. — Deutsche Flieger bombardierten Nancy, Boins les Boins und Gérardmer. — Alle neuen Angriffe der Italiener zurückgeschlagen. — Die Russen in Galizien bis vor Lemberg zurückgedrängt, österreichische Truppen überschritten in der Bukowina die russische Grenze.

Rückblick und Ausblick im Weltkrieg.

Le. Auch dem deutschen Politiker ziemt es heute nach fast einjähriger Dauer des großen Krieges, Umsicht in Vergangenheit und Zukunft zu halten. So beginnt ein fesselnder Vortrag, den der Reichstagsabg. Dr. Müller-Meinungen in der „Vorzeitung“ in Hildburghausen veröffentlicht. Dr. Müller-Meinungen gibt einen Überblick über die großen Ereignisse des Kriegesjahres. Er schildert unsere vorteilhafte militärische Lage, die zu den besten Hoffnungen berechtigt. Er weist darauf hin, daß wir wirtschafts- und finanzpolitisch durchaus zufrieden sein können, und daß alles in allem das deutsche Volk alle Schwierigkeiten des Nietenkampfes begeißelt und überausend gut überwunden hat. Dr. Müller-Meinungen fährt dann fort: „Das alles konnte nur ein von der Güte seiner Sache überzeugtes, in allen Schichten eines Volkes erweites. Diese Einigkeit im Handeln, dieses Verantwortlichkeitsgefühl jedes einzelnen, nicht nur auf der Walstatt, sondern auch zu Hause, um jeden Preis durchzubringen, bis der Sieg errungen, ist aber auch die notwendige Voraussetzung dafür, daß die bisherigen Erfolge endgültige Bedeutung erlangen.“

Es darf dabei vielleicht noch nebenbei festgesetzt werden, daß auch die deutsche Volkserziehung ein erfreuliches Spiegelbild dieser Volkseinigkeit hat. Kaum ein anderes Parlament der Welt hat so rasch und zielbewußt zu handeln verstanden wie der deutsche Reichstag. In keiner Volkserziehung wurde weniger gesprochen und mehr gehandelt als dort. Man war sich mit vollem Recht bewußt, daß in so schweren Zeiten das Parlament der höchste zum Handeln, nicht zum Sprechen geschaffene Vertrauenskörper des Volkes sein muß. Seine Pflicht zur notwendigen Kritik, die ja in Friedenszeiten mit sein Wesen ausmacht, hat es dabei nicht verläßt. Es hat sie in Formen ausgeübt, die dem Ganzen nützlich. Sie stehen erfreulich ab von den abfälligen Konferenzen des englischen Parlaments oder der französischen Kammer mit ihren Nachstellungen. Der Reichstanzler, wie sein hervorragend verdienstlicher Stellvertreter, dessen stille Wirksamkeit draußen im Land wohl nicht hinreichend hoch eingeschätzt wird, hat seit Beginn des Krieges durch zahlreiche Konferenzen mit den Parteiführern ständige Fühlung aufrecht erhalten und die Wünsche und Ratschläge von dort entgegen genommen. Durch diese stille, aber darum nicht minder wertvolle, zielbewußte Zusammenarbeit von Regierung und Partei wurde das Bild äußerer und innerer Geschlossenheit im In- und Ausland aufrecht erhalten, das dort ebenso imponierend wirkte, wie die Festigkeit der deutschen Armee. So wirkt ein Rückblick auf die letzten harten Zeiten beruhigend und versöhnend.“

Dr. Müller-Meinungen stellt dann fest, daß die Regierung ungeschwächt Recht hatte, wenn sie die öffentliche Erörterung der Kriegsziele bisher möglichst hinten hielt. Es wird hoffentlich bald ein Zeitpunkt kommen, in dem die öffentliche Erörterung der Kriegsziele zur Pflicht des ganzen Volkes und vor allem seiner Vertreter wird. Dieser Zeitpunkt darf natürlich nicht zu spät gewählt werden, damit der Wille des Volkes voll herbeigeführt werden kann. Jetzt ist noch nicht die Zeit gekommen, über diese Fragen der Zukunft zu verhandeln. „Aber“, so führt

Dr. Müller-Meinungen weiter aus: „jeder Denkende muß jetzt die Zeit benutzen, um sich über all diese wichtigen Fragen der inneren und äußeren Politik ein eigenes Urteil zu bilden. Vorurteilslos, ohne Fanatismus und falsche Apologetik, unter möglicher Mäßigung und Weimung des andern mag er alle diese wichtigen Probleme und vor allem ihre Wirkung auf unsere innere deutsche Zukunftsentwicklung überlegen und prüfen. Soviel dürfte als Generalidee schon heute feststehen: es müssen dem volkswirtschaftlichen und militärischen Standpunkt aus die festen Garantien geschaffen werden, daß unsere Kinder und Kindesinder sicherer gegen solche Überfälle seitens unserer Feinde dastehen, als wir selbst es bisher waren. In unserer kulturellen Friedensarbeit dürfen wir nicht mehr gestört werden können. Wer das Ziel der Sicherung will, wird verständigergewise auch jedes taugliche, ja notwendige Mittel zur Abwehr von Angriffen wollen, falls es als solches hienieden wird. Innerpolitische, schwerwiegende Momente werden allerdings auch bei all diesen Fragen, Grenzänderungen usw. mitsprechen. Das Wie? wird im einzelnen freilich noch viel Kopfzerbrechen bereiten, wenn die Dinge zur Entscheidung reif sind. Heute sich über die Einzelheiten zu äußern, würde dem „Vorfrieden“ widersprechen und nur theoretische Bedeutung besitzen. Denn das A und O ist unser Waffenerfolg. Für das andere kommt Zeit und Rat!“

Für unser innerpolitisches Leben bleibt uns hoffentlich noch als große Errungenschaft das klare Volksgemeinschaftsgefühl, das mit Klartexteinst und alten Vorurteilen aufräumt. Parteien muß es auch in Zukunft geben. Das Fehlen solcher wäre der größte Schaden, die Verumpfung des öffentlichen Lebens unseres Reiches, das des regen politischen Interesses aller Staatsbürger nach diesem Krieg mehr als je bedarf. Aber der kleinliche, fanatische und persönliche Haß, das gegenseitige Auspielen aller Stände gegeneinander sollten als Frucht dieser großen Zeit aufhören.

Lernen können und sollen wir von unseren waderen Brüdern draußen: Zielbewußtheit, Arbeiten im Gemeinschaftsinteresse zur dauernden Festigung der kulturellen und politischen Weltstellung unseres Reiches. Jeder einzelne soll aber jetzt insbesondere alles dem großen nationalen Ziel unterordnen, bis der Sieg endgültig errungen ist! Das ist die höchste Forderung des Tages! Und der endgültige Sieg ist im Kommen! Alle Nebensarten oder „Solidarität“ usw. täuschen uns nicht darüber hinweg, daß es auch bei dem über belagerten französischen und englischen Volk zu tagen beginnt. Wehe der verbrechischen Klause, wenn es den Vätern wie Säuglingen von den Augen fällt, zu welchen Zwecken sie skrupellos mißbraucht worden sind!“

Zur Kriegslage.

1 610 000 Kriegsgefangene!

Wie wir der „Bayrischen Staatszeitung“ entnehmen, haben nach den Berechnungen, die mit dem 14. Juni abschließen, deutsche und österreichische Truppen folgende Gefangene gemacht: 1 240 000 Russen, 255 000 Franzosen, 24 000 Engländer, 41 000 Belgier. Das sind zusammen 1 610 000 Gefangene.

Von den über 40 000 Gefangenen der Armee des Generalobersten von Mac donald entfallen etwa 13 000 nicht Gefangenen usw. auf das Korps Francais. Unter diesen Gefangenen befindet sich die Tochter eines russischen Obersten, die in einjähriger Uniform den Krieg mitmachte.

Die Kämpfe an der Westfront.

Der Bericht unserer Heeresleitung.

Berlin, 18. Juni, vorm. (Großes Hauptquartier.) Westlicher Kriegsschauplatz.

Die Feinde setzten ihre Durchbruchversuche nördlich Arras vergeblich fort. Die Engländer erlitten nördlich des Kanals von La Bassée eine neue Niederlage. Ihre Angriffsstruppen wurden aufgerieben, nur einzelne Leute klagten sich zurück. Westlich Engres, beim Kirchhof südlich Souchez, und nördlich Courcy sind Franzosen in kleine Teile unserer vordersten Gräben eingedrungen. Nördlich der Vortiefe haben wir ein in unmaßlichem Feuer liegendes Grabenstück planmäßig auf. Am übrigen wurden die feindlichen Angriffe abgelehnt.

Seit dem 16. Juni nahmen wir auf dem Kampffeld nördlich Arras 17 Offiziere, 647 Mann gefangen. Die blutigen Berichte der Gegner entsprechen denen in der Schlacht in der Champagne.

In den Arzonen wieder wir schwache feindliche Vorstöße ab. Bei Vanonnis haben sich örtliche Gefechte entwickelt.

Die Vogeleskämpfe westlich Mezier sind noch im Gange. (Wiederholt, da nur in einem Teil der getriggen Auflage.)

Die schweren Kämpfe um Arras.

Für die seit 48 Stunden ununterbrochen mit furchtbarer Erbitterung geführten Kämpfe um Arras, die heute ihre Fortsetzung finden, boten die Franzosen und Briten über zwölf Divisionen auf, die alle, wie die Joffre-Blatt ausdrücklich zugestimmt, sehr ernste Verluste erlitten. Der Gesamtplan Joffres erfuhr wegen der vollständigen Besatzung der Briten bei La Bassée in letzter Stunde eine Veränderung, was in die französische Schlachtordnung eine gewisse Verwirrung brachte, von der nach französischer Meinung die Deutschen profitierten. Unter anderem gelang den Deutschen die Behauptung des Gehäuses südlich Neuville, obwohl die französischen Batterien, die die Weisung erhalten hatten: „Unsere Geschütze müssen ihr Leckes hergeben“, zur Eroberung jeder Stellung nicht weniger als dreihunderttausend Geschütze abfeuerten. Der allgemeine Eindruck der Pariser Frontkritik ist, daß die Hartnäckigkeit, mit der die Deutschen alle Wege nach Lens und die Hebutener Zugänge verteidigen, noch eine Reihe aufsehender Kämpfe verpricht.

Englische und französische Selbstsorgen.

Die Tatsache, daß nach den Mitteilungen von Asquith die Kriegsausgaben Englands fortwährend steigen und die neue fünf Milliarden-Anleihe nur bis September reichen wird, veranlaßt die „Times“ zu der Feststellung, daß die Staatsentnahmen einen Fehlbetrag von rund 18 Milliarden aufweisen. Das Blatt vermutet, daß die Regierung bis zum Herbst noch mit einer neuen Anleihe hervortreten wird. Bis dahin werde man die finanziellen Aufwendungen durch fortgesetzte Schatzscheineausgabe betreiben. In der letzten Woche ergab der Abfall der englischen Schatzscheine nur 240 Millionen, während 420 Millionen benötigt wurden.

Aus Paris wird berichtet: Der Senat nahm einstimmig einen Gesetzentwurf an, der die öffentliche Ordnung ergänzender Artikel für das Marine- und das Kriegsministerium an.

Sämtliches Kriegsmaterial an die Front.

Schwere französische Artillerie, durch die bis jetzt die Forts von Quantz Albes an der französisch-italienischen Grenze geschützt wurden, soll, wie aus Lyon gemeldet wird, nemah der militärischen Veranordnung über die Ausbarmachung alles Kriegsmaterials an die französische Front transportiert werden.

Der Luftkrieg.

Das Karlsruhe Luftbombardement.

Der Oberbürgermeister von Karlsruhe hat dem König von Schweden zu seinem Geburtstag namens der Reichs- und Gladimirischen übermitteln und dabei dem König gegen Gott für die Bewahrung der Königin in der Gefahr des feindlichen Überfalls Glückwünsche gegeben.

Die unglücklichen Opfer des radoslofen Fliegerangriffes auf Karlsruhe sind gestern vornmittag zur letzten Ruhe bestattet worden.

Aus Nancy, das gestern von deutschen Fliegern bombardiert wurde, werden über das Bombardement folgende Einzelheiten gemeldet: Am Donnerstag abend 7 Uhr 50 Min. kam ein Schwadron deutscher Flugzeuge, das die Richtung nach dem Viertel St. Georges einschlug.

Die Pariser Blätter melden, daß ein deutsches Flugzeug Wains les Bains bei Epinal überflogen und Bomben abgeworfen habe, durch die ein Soldat und ein Beamter getötet und zwölf Arbeiter verwundet wurden.

Ein besonderer Korrespondent des Blattes 'Nouvins von den Tag' meldet aus Kosenbach: In der letzten Nacht, ungefähr um 4 Uhr, machten zwei französische Flieger einen Angriff auf Brüssel, der der Luftschiffhalle galt.

Die Kraker 'Rosa Reform' meldet: Marzhauser Blätter berichten über neue Fliegerangriffe auf Kadom. Durch die herabgeworfenen Bomben wurden acht Personen, darunter drei Kinder, verletzt.

Der Krieg mit Italien.

Die Wiener 'Reichspost' berichtet folgende Aufzählung des Papstes Pius X.: Ich weiß nicht, ob Italien bis zum Ende neutral bleibt.

Bei neuerlichen Vorjagen an der Konzo-Front erzielten die Alliierten ebenfalls einen Erfolg, wie bisher bei Picotien zahllose andere brennen Salmläuter Truppen vorgestiegen abends nachts den Angriff an

italienischen Brigade ab. Gestern griff der Feind nochmals an und wurde wieder zurückgeschlagen. Im Angriffsvorhaben wurden zwei piemontesische Brigaden und ein Mobilität-Miliz-Regiment gefolgt.

Zur Erläuterung des Kleinen Pal.

Aber die heldenmütige Besehungnahme des Kleinen Pal im Rahmen der Frontaloffensive, deren im offiziellen Bericht bereits Erwähnung getan wurde, wird jetzt weiter gemeldet: Die Italiener haben den über 1800 Meter hohen Gipfel, der sich unmittelbar östlich des Höhenpasses erhebt und über die Westgrenze führt, seit längerer Zeit besetzt.

Ein königliches Dekret ermöglicht die Regierung, eine neue innere Anleihe zu 4% v. Z. auszugeben, welche in 2 Jahren amortisiert werden und von jeder Steuer auch für die Zukunft, frei sein soll.

Die Kaiserliche Zeitung berichtet, dass der Kaiserliche Hof im Ansehung der vorliegenden inneren Anleihe auf 93 Millionen, der Zeichnungsbeginn am den 1. Juli festgesetzt. Zahlungen auf Zeichnungen über 100 Taler erfolgen zu je 25 v. Z. bei der Zeichnung, am 1. Oktober, am 16. November und am 2. Januar 1915.

Die Kämpfe an der Ostfront.

Ans Petersburg wird gemeldet: 'Nesich' sowie die übrigen Blätter schreiben in gedrübtem Tone über die innere und äußere Lage. Sie veröffentlichen den Beschluß des Bundeskongresses über eine fortwährende Einberufung der Duma und weisen darauf hin, daß der Beschluß nicht von den revolutionären, sondern von den loyalen Bürgern Russlands ausgegangen ist.

Nach Meldungen aus Petersburg berichtet im Dumagebäude fieberhafte Tätigkeit. Die Deputierten verarmelten sich zu Klubtagungen und die Minister hielten Konferenzen mit denen Abgeordnete betohnten.

Die russische Heeresberichte. Östlicher Kriegsschauplatz. Vordringende russische Abteilungen wurden von deutscher Kavallerie über den Szynszyn-Büschel (östlich der Straße Jytowionn-Sawle) zurückgeworfen.

Die anderen Armeen des Generalobersten v. Madenschen haben die geslagenen Russen bis in die vorbereitende Großstellung (Harol-Kosio-Magierow-Bereszyna-Bach) bis zur Einmündung in den Dnjepr getrieben.

Die britische Heeresberichte. Westlicher Kriegsschauplatz. Die britische Heeresberichte. Westlicher Kriegsschauplatz. Die britische Heeresberichte. Westlicher Kriegsschauplatz.

Auch die zwischen dem unteren Dan und der Weichsel liegenden russischen Kräfte wichen an mehreren Stellen zurück. Zisjanow und die Höhen nördlich des Dries wurden genommen.

Im Berglande östlich Niemirow sowie in der Gegend der Kanow haben sich stark russische Kräfte gezeigt. An der Beresina wird weitergekämpft.

Die Schlacht im Boraum von Lembera schreibt also nach den obigen Berichten mit Rückschritten vorwärts. Die Russen sind vor den Lizen Nemberg, wo der Manowendauer längt hörbar sein muß, nunmehr nur noch auf die Berespalatine angewiesen.

Seit gerammer Zeit wird in all den großen Kampfen, die jetzt in Galizien ausgefochten werden, das angliche Vermögen der Russen sichtbar, um jeden Preis das zu retten, was ihnen an militärischer noch an finanzieller Hinsicht zu gewinnen ist.

Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte.

Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte.

Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte.

Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte.

Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte.

Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte.

Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte.

Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte.

Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte.

Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte.

Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte.

Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte.

Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte. Die spanische Heeresberichte.

Abonnements-Einladung.

Mit Rücksicht auf den bevorstehenden Quartalswechsel bitten wir unsere geehrten Leser, das Abonnement auf den

„Merseburger Correspondent“

bei den Postanstalten, den Briefträgern oder den Verkäufern baldigst erneuern zu wollen, damit in der regelmäßigen Zustellung des Blattes vom 1. Juli 1915 ob keine Unterbrechung eintritt.

Der vierteljährliche

Abonnementspreis

bleibt unverändert.

Wie unsere Leser seit dem Eintritt des Weltkrieges bereits erfahren haben, veröffentlicht der „Merseburger Correspondent“ die amtlichen Depeschen über die neuesten Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen unter Zusammentnahme von Extrablättern mit der gleichen Schmuckart, wie die Blätter der benachbarten Großstädte.

Durch seine regelmäßigen wöchentlichen Beilagen „Auffrischer Unterhaltungsblatt“ und „Landwirtschaftliche und Handelszeitung“ wird der Lesern gebotene Stoff nach den verschiedensten Seiten hin ergänzt und bereichert.

Spannende Romane nehmen besondere Rücksicht auf das Lesebedürfnis unserer Frauenwelt.

Zufate

finden bei der ständig wachsenden Auflage unseres Blattes wirkungsvolle und beste Verbreitung in Stadt und Kreis Merseburg.

Probenummern stehen auf Wunsch jederzeit zu Diensten.

Hochachtungsvoll

Redaktion und Verlag
des Merseburger Correspondenten.

Kriegsnachrichten.

Unsere günstige Kriegslage.

Die Wahrheit über unsere günstige Kriegslage wird in einem bemerkenswerten Artikel der Neuen Züricher Zeitung gesagt, aus dem folgende Stellen wiedergegeben seien:

Am 9. Juni war ein Monat verstrichen, daß die dritte große Offensive der Verbündeten im Westen begonnen hat, diesmal

nördlich von Arras.

31 lange Tage wurde Tag für Tag, alle Tage, fast jede Nacht gefämpft. Und was ist erreicht worden? Gewiß haben die Franzosen im Arragebiet viel Kravall an den Tag gelegt, oft einen geradezu bewundernswürdigen Eifer; die Engländer im Opergebiet und die Belgier im flandrischen Zipfel haben ihre bisherige

Fähigkeit noch verdoppelt. Setatomben von Menschenleben sind geopfert worden, und niemand wird diesen lobenswerten Tritten die Schwächung verlagern können. Aber das Ergebnis? Es ist jämmerlich im Hinblick auf die Dauer der Kämpfe und die gebracht Opfer; doppelt, wenn man den französischen Armeebefehl in Betracht zieht, der die Offensiv mit weit überlegenen artilleristischen Kräften gegenüber einem angeblich bereits fast geschlagenen Gegner antäufte. Mächtig von Arras haben die Franzosen einige unvorläufige Geländegewinne zu verzeichnen, die für die Gesamtfrage ohne jede Bedeutung sind; bei Ypern haben umgekehrt die Engländer Gelände verloren und zwar in einem Maße, daß englische Stimmen bereits den so wichtigen Platz zu verlieren befürchten. In flandrischen Zippel wiederum sind der Verlus als Gewinne zu verzeichnen. Das heißt, daß die eiserne Mauer der Deutschen unerschütterlich besteht und unerschütterlich sich erweist. Von einem Durchbruch auch nicht die Spur. Die Schlussfolgerung geht dahin, entweder verlagert Joffre in der Offensive, so glänzend er auch in der Defensive ist, oder er kann trotz aller Verstärkungen, die von England seit zwei Monaten auf französischem Boden eintrifft, nicht die für die große Offensiv notwendigen Kräfte konzentrieren, ohne andere wichtige Punkte der Front in gefährlicher Weise zu entblößen. Das letztere würde einen trostlosen Ausblick für die Verbündeten im Westen eröffnen, wenn erst die Deutschen dort zu einer großen Offensive übertritten, die sicherlich kommen wird.

Welches ganz andere Bild zeigt die galizische Offensive als jene von Arras. Sie ist eben daran, noch ihr letztes Stück Arbeit zu verrichten. Dann aber wird nicht nur Galizien befreit, sondern die militärische Kraft Russlands gebraucht sein, wenn auch nicht seine Widerstandskraft sein. Dagegen fallen die Kriegsverluste bei diesen als militärisches Ärgernis vor entscheidendem Belang endgültig aus. Was dies für den letzteren heißt, braucht nicht gesagt zu werden.

Im Donaubetten

Ist die Lage für die Verbündeten so schlecht wie nur je; Affionen von Belang gegen Sinagra und Serien sind längst aufgegeben, und am Sziglatal hängt das Geschütz an, in Sicht zu kommen. Dagegen fallen die besten englischen Erfolge in Mesopotamien nicht in die Waagschale. Die türkische Kaufscharme wiederum, der eine Weise kein besonders freundlicher Stern leuchtete, scheint nun auch den Weg des Erfolges gefunden zu haben. Die Gesamtstellung der Türkei ist stärker denn je. Bald drei Wochen sind es auch, seit

nach langen militärischen Vorbereitungen den Krieg gegen seine bisherigen Verbündeten eröffnet hat. Es hat dabei wahrhaftig nicht mit einer kraftvollen Offensive eingesetzt. Was bis jetzt gelang, ging nicht wesentlich über den Charakter kleinerer oder größerer Grenzschmäuel hinaus.

Die Serben gehen auch wieder ein Lebenszeichen und stoßen auf das albanische Stützort vor. Im Grunde ist diese Aktion für Italien wesentlich unangehmer als für Serbien; denn das letztere bezieht Stützort in seine „Siegessonne“ hinein.

Als Geliebter-Post ist zu sagen, daß die Dinge für den neuen Dreieck, für Deutschland, Österreich und die Türkei, während der ganzen Dauer des Krieges noch nie so günstig standen wie jetzt, und deutlicher haben sich die Umrisse ihres endgültigen Endzieles auch noch nie abgezeichnet. Wer seine Rechnung auf den

Sieg des Viererbandes einstellt, wird gut tun, diese Gelegenheit einer tüchtigen Durchsicht zu unterziehen. Alle heutigen Tischen deuten darauf, daß diese Rechnung falsch war, und zwar gründlich falsch.

Provinz und Umgegend.

† Halle, 18. Juni. Der Verkauf der städtischen Pflanzdäume ist im nächsten Tagen. Der Verkauf soll nur an Winterbeweiser bis zu einem Einkommen von 2000 Mk. erfolgen und auf den Kopf wöchentlich 250 Gramm, ein halbes Pfund, betragen. Aus der Abgabe von Lohz tränen vor einigen Tagen in Halle Vögelungen von Frauen und Mädchen ein, um zu Arbeitszwecken auf umliegende Güter veräußert zu werden. Es bestanden sich auch behergungsfähige und ältere Frauen darunter, die es vorzogen, ihrem Vaterlande den Rücken zu kehren und bei den „Bavaren“ Arbeit zu suchen. Die Frauen und Mädchen sind durcweg deutscher Abkunft, evangelischen Glaubens und sprechen verhältnismäßig gut deutsch. Nicht wenige Gehmänner dieser Frauen befinden sich in deutscher Kriegsgefangenschaft. Die weiblichen Beheimerten gingen in ihrer Heimat zum großen Teil in die Fabriken, die sie aber, weil die Ruhest, wie bekannt, auch um Lohz herum alles verüffelten, verlassen mußten. Einen großen Vorteil dürften die Güter von den weiblichen Arbeiterinnen all zunächst wohl nicht haben, da sie sich erst an die Lantwirtschaft gewöhnen müßten.

† Halle, 18. Juni. Ein Unbetenreich hat die Familie des Bahndirektors Karl Säuer, der jetzt in Belgien im Felde steht, in große Unruhe verfest. Durch eine gefällige Anzeige ist gestern in einer heutigen Zeitung der Tod des Mannes angezeigt worden. Es ist zu hoffen, daß der Urheber der niederträchtigen Fälschung ermittelt wird, damit diese Niederträchtigkeit ihre gerechte Strafe findet.

† Götten, 18. Juni. Eine Anzahl gefangene englische Offiziere, die im Magdeburger Militärgefängnis untergebracht waren, berühren gestern mittag unsere Station. Sie waren als Gegenmaßregel für die in englischen Gefängnissen untergebrachten deutschen Unteroffiziersgefangenen aus einem Gefangenenlager in ein Militärgefängnis gebracht, wurden aber, nachdem die deutschen Mannschaften in ein eigenes Gefangenenlager gebracht worden waren, wieder nach Torgau in das Offiziersgefengenenlager befordert. Unter ihnen befand sich auch der Sohn des englischen Ministers Grey.

† Sennelager, 18. Juni. Ein schwerer Unglücksfall ereignete sich in dem zur Schule „Aler“ gehörigen Hotel „Elektron“. Rechnungsführer K. hatte von einer Weite nach dem galizischen Kriegsschauplatz, wo er die Leiche eines dort Gefallenen geholt hatte, eine Handgranate mitgebracht und zeigte dieselbe abends mehreren Herren. Bauhüter V. wollte das Wesen einer solchen Granate prüflich vorführen. Sie entglitt ihm dabei und erglöhete. Hierbei erlitt Hauptlehrer E. schwere Kopf- und Augenverletzungen, Kreisinspektor K. Beinverletzungen, der Oberlehrer eine schwere Kopfverletzung und weitere Herren leichte Verletzungen. Hauptlehrer E. wurde noch abends in eine Augenklinik befordert. Seine Verletzungen sind sehr ernstlicher Natur, da das linke Auge verloren und die Schwelbede verfest ist. Die Gewalt des Aufschlages war so stark, daß eine große Anzahl Fensterheben der „Kaiserkrone“ eingestürzt wurden, auch war der Knall weithin hörbar.

† Drahmdünde, 18. Juni. Im Pferdefall des Kühnlichen Mühlengutes in Engersa entstand ein Schaden von

Schon war der Wagen an Gerd und seiner Begleitung Rita hatte sich schnell gefast.
vorüber.
Nichts, Mama, ich habe mich nur an einer Nadel wehe getan“, sagte sie rasch, um ihre Schwiegermutter nicht auf Gerd aufmerksam zu machen.
Lotti hatte dem Wagen nachgesehen.
„Gerd, hast du deine junge Schwägerin gesehen? Sag, ist sie nicht ein lüßes Schöbchö? Ich schwärme für sie, sie ist so schön und gewiß auch gut. Aber sie sieht fast immer traurig aus, gar nicht, als ob sie sehr glücklich wäre.“

„Du bist ein gutes Kind, liebe kleine Lotti.“
Dr. Brudner lenkte Lotti aber schnell wieder ab von ihren ersten Betrachtungen und bald darauf plauderten die beiden wieder fröhlich drauf los.
Gerd aber schritt immer an ihrer Seite und dachte an Rita.

Im nächsten Abend war Dr. Brudner bei Herrn zum Souper eingeladen, und als der Nachtisch serviert wurde, brachte Lotti ihre Bonbonniere herbei. Sie setzte sich neben Brudner.
„So, Herr Doktor, jetzt wollen wir zwei uns mal gründlich an Gerd's süßer Stftung laben. Ich habe schon eingehende Berichte angefleht. Sehen Sie, diese in dem roten Stannin — die sind famos, und dann kann ich auch diese Galomorne sehr empfehlen, da sie Maraschinnere brünnen und diese hier sind mit Nibör gefüllt. Also bitte, zulangen.“

Brudner sah mit Schrecken, daß er Stiftheiten schlucken mußte. Lotti ließ nicht nach, ihn damit zu trakillieren. Er hielt sich wenigstens an die mit Nibör gefüllten.
„Aus purer Menschlichkeit verleihe ich die, Fräulein Lotti, das ist nichts für Sie, davon bekommen Sie eine rote Nase.“
Iderzte er.
„Wirrlisch? Vorkommt man davon eine rote Nase?“
fragte sie lustig.

„Von dem hier — ganz sicher.“
Da entzog sie ihm scheinlich die Nibörbonbonn.
Dann tollten sie auch nicht davon nehmen. Als dann mir nicht denken, daß Sie durch eine rote Nase innerlich verhöhnt werden.“

Alle lachten, und Frau Gertrud erbarnte sich Brudners und künftige für heute die Bonbonniere.
„Es ist mir weniger um die rote Nase als um einen verhorbten Wagen“, sagte sie lachend.
(Fortsetzung folgt.)

Deines Bruders Weib.

Original-Roman von S. Courths-Mahler.

37. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Am Nachmittag desselben Tages, an dem er mit Rita zusammengetroffen war, machte ihn Lotti an sein Versprechen, mit ihr auszugehen. Müllig ging er darauf ein und bummelte mit ihr durch die Straße. Bei Frohne erstand er ihre eine Bonbonniere, die nach Lottis Auspruch „kraumbast schön“ und „riesengroß“ war. Auch einen Strauß herrlicher Rosen kaufte er ihr und sie ging stolz und beglückt an seiner Seite und winkte sich breunend, daß Dr. Brudner ihnen begauen möge, damit er ihren Triumpser erlebte.

Dieser Wunsch sollte ihr in Erfüllung gehen; als sie über den Marktplatz gingen, begegnete ihnen Brudner witzlich.
Lotti zeigte ihm mit jubelnder Stimme ihre Schätze.
Er machte übertrieben neidliche Augen.

„Smil! Wollen Sie denn all diese herrlichen Stiftheiten allein verzehren? Ich möchte, ich könnte mithalten“, sagte er begehrlch, seine Blicke nicht von ihrem freudestrahlenden Gesicht lassend.
Sie sah ihn erstaunt an.
„Wären Sie Praktisches auch so fürchtbar gern, Herr Doktor?“

Er legte die Hand aufs Herz und sah verzückt sein Stummel.
„Lebensschäftlich gern“, log er gewissenlos.
„Ach, das hab' ich ja gar nicht gemerkt. Ich dachte, berühmte Männer sind über berlei Schwächen erhaben.“

„Ich nicht, Fräulein Lotti.“
„Nun, dann sollen Sie mir beim Verzehren dieser herrlichen Gesellschaft leisten, wenn Sie wieder zu uns kommen.“
„Wird denn dann noch etwas für mich übrig sein?“
erkundigte er sich leicht forgn.

„Sie nicht.“
„Sie werde dafür sorgen, daß Sie Ihren Anteil bekommen. Die schönsten Praktisches fuche ich Ihnen aus.“
Er leuchtete vor Wonne, als in den Anblick ihres Gesichtens vertiefend.
„Das Leben ist doch schön“, ätzerte er begeistert.
Lotti lachte.

„Oh Gott, solch ein Stiftheitenschwärmer sind Sie, Herr Doktor?“

„Wenn die Stiftheiten danach sind, ja“, vertheidigte er mit einem so strahlenden Blick in ihr Gesicht, daß sie erstodete und nur Stille blühte.

Gerd hatte jedoch gelassen.
„Gehen Sie noch ein Stück mit uns, Herr Doktor, oder ist Ihre Zeit schon anderweitig belegt?“ fragte er artig.

„Wenn ich nicht höre, schliefte ich mich gern an.“
„So gingen Sie, Lotti in der Mitte, zu dreien weiter.“
„Ach Gott — ich das herrlich“, sagte die junge Dame.
„Was ist denn der Herrlich?“ erkundigte sich Brudner, während er in Gedanken verfallen nebenher schritt.
Lotti lenkte glückselig aus.

„Eine Niblonbonbonniere, einen herrlichen Rosenstrauß und rechts und links zwei Nabaliere, deren Ruhm die ganze Welt verflucht, dazu Sonnenblumen und tausend neugierige Augen — ich komme mir sehr bedeutend vor.“

Brudner lachte warm und herzlich auf. „Aber ein sehr lieber“, sagte er, seine Augen mit aufleuchtendem Blick in die ihres stehend.

Erst wollte sie rezentieren, wies den Rindskopf zurück und wollte als „Dame“ rebeffertiert werden. Aber als seine Augen so leuchtend in die ihres trafen, schwich sie still. Schwelgend schritten sie nach nebeneinander her und bogen in eine stille Seitenasse ein. Da kam ihnen ein Wagen entgegen.

„Du, Gerd — da kommt der Kaiserliche Wagen — die beiden Damen sehen darin — verleihe dich schnell hinter Dr. Brudner, damit dich deine Stiefmutter nicht sieht“, sagte Lotti schnell.

Gerd wollte aufkommen und trat hinter Brudner zurück. Aber seine Augen merkte er nicht. Da er in den Rand des Wagens seine Stiefmutter sehen ließ, falt und hochgelacht gefleht, noch immer eine schöne Frau. Aber Gerd's Augen irretissen sie nur flüchtig, denn neben ihr sah ein schlantes, junges Weib mit großen, dunklen Augen, die verloren und schelmisch vor sich hinlächelten.

„Wer erkannt haben Gerd's Augen auf dem lüßen Gesicht mit dem warmen, süßlichen Kokorrit. Und es war, als ob Rita seinen Blick gefestigt hätte. Noch im letzten Moment, ehe der Wagen vorüber fuhr, hob sie die Augen und sah ihn an. Eine jäh Wüte stieg in ihre Wangen und ihr Weib grünte ihm leuchtend. Unwillkürlich hatte sie eine heftige Bewegung gemacht. Ihre Schwiegermutter wandte sich ihr fragen.

„Was war denn, Rita?“





Beilage zum „Merseburger Correspondent“.

Kampf.

Anf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,

Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Ambosch oder Hammer sein.

Goethe.

Auf der Flucht.

(Fortsetzung.)

Roman von Otto Hoedter. (Nachdruck verboten.)

Da war es mit seinem Widerstand zu Ende. In übergroßer Bewegung beugte er sich zu dem Kinde, hob dieses hoch und preßte es an seine Brust. „Daß ein Wunder geschehen und Gott selbst aus Deinem Wunde zu mir sprechen könnte!“ stöhnte er von seiner Bewegung übermannt. „Du kleiner Burfch, wie wenig weißt Du, wie wohl und doch wieder wie wehe Deine Worte mir tun.“

Er setzte den erstaunt blickenden Knaben sanft wieder zu Boden nieder, und dann, ohne ein Wort der Erklärung hinzuzufügen, floh er in die Einsamkeit seiner Kabine. Er sah den warmen, teilnahmsvollen und doch so bang fragenden Blick nicht mehr, der aus Mabels Augen ihn geleitete; er würde ihn unsagbar beglückt und ebenso elend gemacht haben. — — — — —

Fast zwei Wochen hatte der Sturm das Schiff im Banne der Wellen gehalten. Nun aber näherte es sich doch der Küste, obwohl es von dieser her scharf genug blies und einen Schnee-

sturm sandte, der in kurzer Frist den Dampfer weihnachtlich einhüllte. Tag um Tag war Arel einsilbiger und gedrückter geworden und selbst im Gespräch mit Mabel Kirley nicht mehr aufgetaut. Zu all ihren gut gemeinten, aufbehernden Worten schüttelte er nur stumm den Kopf und versank in immer düstere Schwermut. Von Tag zu Tag wurden seine Züge bleicher, aus seinem Blicke schwand die mühsam geübte Festigkeit, er wurde wieder unruhig und scheu, eine nervöse Unruhe, die sich auch seiner Umgebung mitteilte, hatte ihn überkommen, und wenn er sich unbeobachtet glaubte, stahl sich ein dumpfer Seufzer um den anderen über seine Lippen.

Da begriff das junge Mädchen, daß noch etwas anderes vorhanden sein mußte, was die Seele des ihr in kurzer Zeit

so teuer gewordenen Mannes bedrückte. Oft hatte sie es auf den Lippen, bittend in ihn zu dringen, sich ihr doch zu offenbaren; aber dagegen wehrte sich wieder ihr jungfräuliches Gefühl, denn wie konnte sie um Vertrauen bitten, das ihr vielleicht mit Willen vorenthalten wurde! Sie kannten sich ja erst so kurze Zeit, und was als süßes Geheimnis in ihres Herzens Tiefe schlummerte, das ahnte dieser Mann vielleicht gar nicht, oder es war für ihn ohne Interesse.

Aber je mehr das Schiff sich seinem Bestimmungsorte näherte, je kürzer die Stunden des

Beisammenseins wurden, eine desto qualvollere Angst ergriff sie, über deren Quelle sie trotz allen Nachdenkens im Dunkeln blieb; Arel lächelte so seltsam zerrissen, schüttelte zuweilen mit solch geheimnisvoller Miene den Kopf, als würde es ganz anders kommen,



Das deutsche Internierungslager Sebbaou in Algier.

Die in Algier und Tunis lebenden Deutschen wurden von den Franzosen zu Beginn des Krieges in Sebbaou (Algier) interniert. Dieser Ort ist 1000 m hoch im Atlas gelegen. Die Internierten, ca. 500 Deutsche, werden mit Waldarbeiten in den großen Korkeichenwäldern der Umgebung des Lagers beschäftigt. Die Deutschen, größtenteils den besten Ständen angehörend, werden durch Schwarze beaufsichtigt; wiederum ein Beweis der hohen Kultur Frankreichs: Europäer durch Schwarze zu beaufsichtigen. Unser Bild zeigt die Baracken des Internierungslagers, zur Linken die Zwanen-Wachmannschaften.



wie sie im Verein mit ihrem Vater plante. Und er mußte es doch fühlen, daß sie ihm wirklich Freundschaft entgegenbrachten und es nicht nur leere Verprechungen, sondern ein fester, treuer Halt war, den sie ihm aus ehrlichem Herzen boten.

Zunächst hatte Axel vor der im Vorjalon hängenden Karte gestanden, in welcher allmählich die vom Schiff durchmessene Entfernung eingetragen wurde, immer mehr verringerte sich die noch vom Festlande sie scheidende Distanz, und als die Passa-

„Also doch — doch . . . o Gott, ich ahnte es!“ kam es tonlos über ihre Lippen.

In den Zügen des Unglücklichen arbeitete es krampfhaft; ein Stöhnen entrang sich seinen aufeinandergepreßten Lippen. „Warum kamen Sie dazwischen?“ ächzte er. „Es könnte schon geschehen sein — und es muß doch geschehen.“

Sie hielt ihn fest. „Sie sind krank. Schwereres, als ich ahnte, liegt auf Ihrer Seele.“ sagte sie sanft. „Ich glaubte Ihnen etwas geborden zu sein, aber nun sehe ich mit Schmerz, wie fremd ich Ihnen geblieben bin. Warum solch feiges Beginnen?“

„Warum — warum?“ höhnte der Unglückliche. „Weil ich Sie liebe, Sie keine Güte . . . und weil es zu spät, weil keine Hoffnung ist für mich . . . in alle Ewigkeit keine Hoffnung!“

Da war es auch um ihre Fassung geschehen; sie streckte ihm die Hand entgegen. „Und warum zu spät? Haben Sie so wenig Selbstbewußtsein? Und wenn des Schicksals Laune Ihnen den gebührenden Platz bisher versagt hat, fehlt es Ihnen wirklich am echten Mannesmute, ihn zu erkämpfen für sich selbst — und für das Mädchen, das Sie lieben?“

„Mabel, Welch einen Himmel voll Seligkeit tun Ihre Worte vor mir auf!“ stammelte er. Und als sie ihn verständnislos anblickte und schweigend verharrete, während ein leises Zittern ihre Gestalt zum Erbeben brachte, da schluchzte er auf: „Lassen Sie mich in den Tod gehen, Mabel . . . ich darf nicht mehr leben . . . O Gott, wie schwer ist das Sterben doch, wenn das Glück endlich kommt! Und doch — Sie dürfen und können mir nichts sein, denn Sie sind gut und fein, und der vor Ihnen steht und versinken möchte vor Jammer und Weh, er ist ein Verdammter, ein Elender, dem die Rachegeister auf den Fersen haften. O Gott, ich kann es nicht länger verschweigen, was gleich Höllefeuer in meiner Seele brennt . . . ich muß Ihnen sagen, daß ich tief gesunken bin. Und doch, Mabel, es war ein einziger unseliger Augenblick. Nicht mein Wille führte mich zur Tat. Und wenn die ganze Welt mich verachtet, Sie sollen es nicht, Sie sollen es wissen, daß es Schicksal und nicht Schlechtigkeit war, was mich zum Raim gemacht und mich friedlos in die weite Welt gejagt hat!“

Seine Kraft war zu Ende; er taumelte und wäre gesunken, wenn das an allen Gliedern zitternde Mädchen ihn nicht gestützt hätte. Sie rang nach Worten, furchtbar war der



Der König von Sachsen bei seinem Besuch auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Wir sehen hier den sächsischen König bei einem Besuch bei unserem Heerführer im Osten, dem Feldmarschall von Hindenburg; sie begeben sich mit Gefolge zu Fuß vom Bahnhof zur Stadt Löben.

giere sich zuriefen, daß am nächsten Vormittag der Dampfer den Hafen endlich erreichen werde, da war der Unselige völlig zusammengebrochen.

Vergeblich hatte Mabel, als er auch nicht zu den Mahlzeiten erschienen, ihren Vater gebeten, einmal nach dem Freunde zu schauen. Der liebenswürdige Mann hatte keine Antwort bekommen, und die Kabinentür war verriegelt geblieben.

Bis in die Nacht hinein hatte Mabel auf dem Verdeck geweilt, immer noch in der Hoffnung, der Mann werde zum Vorschein kommen, der ihrem Herzen teurer geworden, als sie es sich selbst eingestehen wagte; aber sie harrete vergeblich, und sie mußte sich endlich dazu entschließen, ihre Kabine aufzusuchen. Aber es litt sie nicht lange in dieser; eine ihr unerklärliche Unruhe hatte sich ihrer bemächtigt und trieb sie wieder nach oben. Im Schiffe brannten nur noch die Nachtlampen, jedwedes Leben in den Gesellschaftsräumen war erstorben. Noch immer flürmte es draußen, aber lange nicht so heftig mehr. Das Schiff glitt ebenmäßiger durch die dunkle Flut. Es war kalt draußen: vom Himmel funkelten vereinzelte Sterne. Ihrer Gewohnheit gemäß schlug Mabel den Weg nach ihrem Lieblingsplatz am Achterdeck ein. Sie hielt sich im Dunkel der hintereinander befestigten Rettungsboote: langsam schritt sie dahin, um sich zu beruhigen.

Da, als sie unter dem schwarzen Schatten des hintersten Bootes entlang schritt, blieb sie plötzlich stehen. Ein namenloses Entsetzen schüttelte sie, und einen Moment schloß sie die Augen, wie um das unheimliche Schauspiel nicht erblicken zu müssen. Aber nur einen Moment währte ihre Schwäche; dann stürzte sie vorwärts, den Namen des heimlich Geliebten auf den Lippen.

Schon hatte Axel das Bitter überlekkert; eben war er dabei, es loszulassen und sich hinunter in den fochenden Gischt der wirbelnden Kielgewässer zu stürzen. Die Stunde war gekommen, die seiner Meinung nach die letzte seines Lebens sein mußte. Und nun — nun drang sein Name gleich Engelsruf von den Lippen des geliebten Mädchens. Ein Zittern überließ ihn, und er ließ es schweigend geschehen, daß Mabel beschwörend die Hand ihm auf den Arm legte.



Ein bombensicherer Unterstand, genannt „Kaiserfeller“, im Schützengraben vor Crona.

Eindruck seiner Offenbarung, und doch stieg in ihrem zuckenden Herzen schon jetzt der Glaube an den Mann wieder empor, dem sie ihr unschuldiges Herz geweiht hatte.

„Axel“ — zum ersten Male kam sein Vorname ihr selbst unbedrückt aus ihrem Munde — „sagen Sie mir alles, ich beschwöre Sie darum. Sie haben keine treuere Freundin als mich. Was ist es, das Sie friedlos macht?“

„Sie sollen es hören,“ sagte er im Tone dumpfer Erregung, „und ward mein Geheimnis Ihnen kund, dann weichen Sie von mir wie von einem Verpesteten!“

Und mit zitternder Stimme berichtete der Unglückliche, was er bisher allein als fürchterliche Last getragen hatte. Nach Tagen unsäglicher Entbehrung, als der Hunger in ihm gewühlt und seinen Verstand schier unmachtet hatte, war er noch seines Meisters Atelier geschlichen, diesen um Verzeihung und um Brot anzusuchen.

„Ich kannte seine Häuslichkeit genau. Der Meister führte ein Doppelleben, in Gesellschaft ein glänzender Stern, vielbegehrt und umschwärmt, zog er sich, wenn die Schaffenslust ihn überkam, wochenlang in sein Atelier zurück, das in einem großen Garten stand, niemand durfte ihm dann nahen, in Einsamkeit begrub er sich. Auch mir wurde, als ich an der Tür pochte, kein Einlaß. Aber ich mußte ihn sprechen, denn ich trug es keinen Tag länger. Und da mir aus früherer Zeit eine Seitentür bekannt war, durch die man in das Gartenhaus gelangen konnte, schlich ich mich durch diese ein. Und dann stand ich im Atelier. Niemand war zugegen. Totenstille rings um mich. Und wie ich noch zaudernd stehe, fällt mein Blick auf bunte Kassenscheine, die auf dem Tische liegen, daneben ein vielgefiegelter Umschlag, wahrscheinlich ein Honorar, das der Meister eben erst empfangen und auf dem Tische liegen gelassen hatte. Da trieb es mich mit magischer Gewalt zum Tische, ich mußte die Scheine fühlen, es war ja Geld, was mir fehlte, ein einziger Dieber Scheine konnte mich dem Leben wiedergeben. Aber so wahrhaftig ich alles beichte, so wenig kam mir auch nur der Gedanke, zum Diebe herabzusinken. Ich war sinnlos, und der Hunger wütete in meinen Eingeweiden, das war alles. Und wie ich noch auf die Scheine starre, da packt mich auch schon eine Faust von rückwärts und würgt mich, und eine Stimme, schrecklich wie die Posanne des jüngsten Gerichtes, schallt mir ins Ohr: „Chroloer, bis zum Diebe also bist Du gekommen?“ Der Meister war es, er mochte sich in einem Nebenraume aufgehalten haben, hatte mich ins Atelier eintreten sehen und mich bei meinem Tun beobachtet. — Was nun geschah, davon habe ich nur eine undeutliche Erinnerung, die mir unverbittet ins Gesicht geschleuderte schreckliche Beschuldigung beraubte mich der letzten Fassung, und nur der Drang war noch in mir lebendig, mich von der würgenden Hand zu befreien. Wir kämpften, rangen . . . und dann — mit einem Male wich die Faust von meiner Kehle, ein gurgelnder Seufzer, ein dröhnender Fall. Wie ich um mich starre, liegt der Meister regungslos am Boden. Ich werfe mich über ihn, ich beschwöre ihn, aufzuwachen, ich bepreuge sein Gesicht mit Wasser, reibe ihm Kopf und Weste auf und lausche nach seinem Herzschlag! Still, alles still. Und in mir schrie es auf, daß ich zum Mörder geworden sei. Wie von Furien verfolgt stürzte ich davon. Bald darauf finde ich mich in der Einsamkeit meiner elenden Kammer wieder.“

Bewegungslos hat Mabel seiner Beichte gelauscht; sie ist zu erschüttert, um einen Laut von sich geben zu können, aber sie streckt ihm beide Hände hin.

Der Unglückliche starrt sie an, er kann ihr Tun nicht fassen, sondern mißtraut den eigenen Augen. „Sie wenden sich nicht entgegenbottlich von mir und überlassen mich meinem Schicksal?“ ächzt er auf. „Sie reichen mir die Hand — dem Mörder?“

„Dem Unglücklichen, dem ich mein Mitgefühl nicht verjage!“ flüstert Mabel leise. „Aber warum sind Sie geflohen? Warum stellten Sie sich nicht der Behörde und bekannten mutig, was geschehen war?“

„Würde man mir geglaubt haben?“ stöhnt Arel dumpf. „Der Schein ist gegen mich. Ich war ein Bettler, verfeindet mit dem Manne, an dessen Tod ich die Schuld trage. Wenn nicht vor Ihnen, so doch vor aller Welt stehe ich als ein fluchbeladener Mörder! Und was wird nun geschehen?“ fuhr er in wilder Verzweiflung fort. „Sicherlich warten schon im Safen die Häsher auf mich. Man wird mich greifen, mir den Prozeß machen! Nein, nein, ich ertrage es nicht . . . um der Barmherzigkeit willen beschwöre ich Sie, überlassen Sie mich meinem Schicksal!“

Statt jeder Antwort faßte Mabel seine Hand noch fester. „Wer gab Ihnen die Mittel zur Flucht?“ fragte sie.

„Das eben ist der Hohn des Schicksals,“ fuhr der Unglückliche fort. „Als ich in meine Wohnung zurückkehrte, empfängt mich die Wirtin mit der Meldung, der Geldbrieffräger sei dagewesen und habe nach mir gefragt. Und wie sie noch auf mich einspricht, kommt der Mann auch schon wieder und bringt mir Geld, einige hundert Mark. Da hatte sich doch ein Verleger meiner eingeschickten Zeichnungen erbarmt und sie gekauft. Ueberwältigt von der Erinnerung hält er minutenlang inne.

„Was soll ich Ihnen noch sagen?“ fährt er dann müde fort. „Mein Anblick des mir so unerhofft gebordenen Geldes erweckt der Trieb zur Selbsterhaltung in mir. Stunden früher hätte das verruchte Geld mich aus allen Verlegenheiten befreit, nun gab es mir die Möglichkeit an die Hand, die Flucht zu wagen und vielleicht eine neue Existenz zu gründen. Aber ich machte die Rechnung ohne den Toten, der läßt mich nicht locker. Er war mein Weggenosse seitdem!“ schreit er laut und ringt die Hände. „Habe ich gefehlt, so büßte ich schon überbärt. Und nun in meines vergeudeten Lebens letzten Augenblicken wird mir die allerhärteste Büchtigung, die Liebe kreuzt meinen dor-nigen Pfad, hold und verlockend zeigt sich mir das Glück nur, um mich doppelt elend zu machen! Was soll ich tun?“

„Sie sollen ein Mann sein!“ sagt das Mädchen fest und bestimmt. „Ein Mann schleicht sich nicht feige aus dem Leben, weil er an der Möglichkeit seiner Rechtfertigung verzweifelt, ein Mann steht ein für sein Tun, das ist er sich schuldig — und denen, die ihn lieb haben. Und ich habe Dich lieb, Arel, trotz allem, ich liebe Dich, und kraft dieser Liebe beschwöre ich Dich: sei ein Mann! Ich weiß nicht, ob die Behörden schon auf Dich fahnden, aber selbst wenn niemand um jenen unseligen Vorkfall weiß als wir beide, habe den Mut zur Wahrheit, stelle Dich dem Gericht, und Gott wird mit Dir sein — mein Herz wird mit Dir sein und wird auf Dich warten.“

Meinshausen starrt in des Mädchens erglühendes Gesicht, er sinkt in die Knie und preßt ihre Hand an seine Lippen. „Du glaubst an mich — Du?“

„Habe ich Dich nicht lieb?“ gibt sie schlicht zurück. „Sei ein Mann, ich beschwöre Dich, habe den Mut zur Wahrheit, kämpfe nicht nur für Dich und Dein Lebensglück, sondern auch für das meine!“

Da neigt er das Haupt noch tiefer über ihre Hand, mächtig wallt es auf in ihm, und seinen Augen entringen sich lösende Tränen. „Ja, ich will mein Verschulden frei und offen vor aller Welt bekennen!“

Da neigte sie sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn.

„Land ahoi!“

Die Reisenden drängten sich seitwärts zusammen, und unbekümmert um die im Speisesaal einladend gedeckten Tische richteten sich ihre Blicke verlangend auf den noch in nebelhafter Ferne zuweilen aus den hochgehenden Wogen auftauchenden Landstreifen. Rasch wuchs dieser aus dem Meere und nahm bestimmte Formen an, Long Islands langgestreckte Küste tat sich vor den Augen der Entzückten auf. Vom wolkenlosen Himmel schienen die Sonne und verklärte die schneeig schimmernden Häuschen und stolzen Gebäude der in endloser Kette am Strande sich entlang ziehenden Orte. Die Kabinen, welche die Reise schon gemacht, waren von dichten Scharen umringt.

Arel Meinshausen stand allein. Eine schlaflose Nacht lag hinter ihm, und nachdem sich der Sturm in seiner Seele gelegt, fror ihn bis zum Herzensgrunde. In nervöser Erregung schlugen seine Zähne aufeinander, obwohl er mitten in der Sonne stand. Es hatte sich ihm keine Gelegenheit geboten, in Mabels Nähe zu kommen. Diese war um ihren Vater beschäftigt, der die Strapazen der Fahrt noch immer nicht überwunden hatte. In Arel lebt die Scheu; jetzt, wo die Stunde gekommen ist, in welcher alles offenbar werden und sein Schicksal sich erfüllen muß, droht ihn der mühsam zusammengeraffte Mut wieder zu verlassen.

Immer deutlicher treten die Konturen eines nahenden Schiffes hervor. Laut heult die Sirene auf, zwei-, dreimal. Der Dampfer verlangamt seine Fahrt, ein slinker Rutter mit dem Sternbanner vorn am Bug schiefert auf den Dceanriesen zu. Schon sind gewandte Matrosenfäuste damit beschäftigt, die Seitenplanen des Verdecks abzubeugen und die Treppe niederzulassen. Alles drängt sich nach der Ankunftsseite des Regierungs-dampfers, der die Zollbeamten und den Quarantänearzt an Bord bringen soll.

Minuten fieberhaften Zuwartens verstreichen. Arel fühlt eine Schwäche, wie von Heißhunger herrührend, in diesen Tropfen perlt ihm kalter Schweiß von der Stirn, und die Zunge ist ihm vertrocknet. Er weiß, daß die Anwesenheit stech-brieflich verfolgter oder sonst verdächtiger Personen in der Regel schon von den Zollbeamten festgestellt wird. Mit dem finsternen Blicke der Verzweiflung betrachtet er das Häuflein uniformierter Männer, welche auf dem Verdeck des Zollkutters sichtbar werden, bereit an Bord des Steamers zu kommen. Das Herz klofft ihm bis zum Zerbrechen, er spürt es, wie seine Glieder schlottern. Mit Eiseskälte kriecht es an ihm herauf, und lautlos sinkt er plötzlich zu Boden. (Schluß folgt).

Der Frühlingsbummel.

Skizze von M. Carolus.

(Nachdruck verboten.)

Grete Braun feierte ihren dreißigsten Geburtstag. Die eleganten Räume der elterlichen Wohnung waren hell erleuchtet. Soeben war das Abendessen vorüber. Die Gäste standen in Gruppen plaudernd herum.

Drinnen im Saal nahmen die Musiker Platz, denn der Tanz sollte beginnen.

Die hübsche Tochter des Hauses schritt suchend durch die Räume. „Bitte, meine Herrschaften, zur Polonäse!“ rief sie in die Hände klatschend, und fügte hinzu: „Jeder Herr wird gebeten, seine Tischdame zu führen!“

„Aber Grete, das ist doch selbstverständlich!“ sagte Frau Bankier Braun leise zu ihrer Tochter.

„Nun, was meinen Tischherrn betrifft, so scheint ihm diese Pflicht durchaus nicht „selbstverständlich“ zu sein!“ erwiderte Grete Braun unmutig.

„Ich muß doch mal sehen, wo er steckt.“

Damit wanderte sie suchend durch die Salons. — Aus dem letzten Zimmer, es war ihr eigenes Boudoir tönten Stimmen. Da saß der Geliebte in einem ihrer kleinen Empire-Sessel, gegenüber von Tilde Seyffert. Die Beiden blickten etwas schuldbeußt hoch, als Grete sie mit spöttischer Miene betrachtete.

„Nun, meine Herrschaften — ganz verliert? — Die Polonäse beginnt!“

Dr. Rudolf Voß sprang besürzt auf.

„Ich muß um Verzeihung bitten, gnädiges Fräulein — selbstverständlich haben Sie nicht auf Ihren unhöflichen Cavalier gewartet, sondern bereits vergeben, nicht?“

Er sah Grete fragend an und machte Miene, Tilde Seyffert um die Polonäse zu bitten.

„Ich hätte es tun sollen, wenn ich nicht als Wirtin zu doppelter Liebenswürdigkeit verpflichtet wäre,“ scherzte Grete. „Für dieses Mal sei Ihnen Ihre Unachtsamkeit vergeben.“

Sie legte ihren Arm in den des jungen Mediziners.

„Tilde, heile Dich — mein Bruder sucht Dich wie ein Verzeißelter,“ nickte sie der Fremdin sichtlich zu. —

Auf die Polonäse folgte two-steps. Alsdann trat man zur Quadrille an. — Tilde hat gehofft, in dem Karree des Dr. Voß und Grete Braun mitanzugehen. Es schien auch so, als ob Dr. Voß ein derartiges Arrangement wünschte, denn er winkte ihrem Begleiter zu, in sein Karree einzutreten, aber im gleichen Moment brachte Grete ein älteres Brautpaar herbei, welches die Plätze ausfüllte.

Tilde war enttäuscht. — Sie hätte sich zu gerne mit Rudolf Voß unterhalten, einem Freund ihres Bruders, den sie jahrelang nicht gesehen hatte und nun auf dieser Gesellschaft wiedertraf. Aber Grete schien es nicht gern zu sehen, wenn Dr. Voß anderen Aufmerksamkeit widmete. Nun, Tilde verstand. — Hatte sie doch vorhin klüßern hören, daß er als ihr bevorzugter Verehrer galt und wohl bald die vermögende Bankierstochter heimführen würde. — Kein Wunder! Rudolf Voß war ein hervorragender begabter Mensch und der tüchtigste Assistent in der Klinik von Professor A.

Sie seufzte und eine tiefe Traurigkeit überfiel sie plötzlich. — Warum war sie überhaupt Gretes Einladung gefolgt! — Sie hätte es sich eigentlich sagen können, daß sie sich unter all' den reichen und eleganten Menschen nicht wohl fühlen würde — sie, die arme, kleine Lehrerin. —

Das Fest war vorüber. In ihren Abendmantel gehüllt, stand Grete wartend im Korridor.

„Wo wohnen Sie, Fräulein Seyffert?“ ertönte da plötzlich die Stimme des Herrn Dr. Voß.

„D — ziemlich weit draußen!“ gab Tilde lächelnd zurück.

„Sie wollen wohl Tilde nach Hause bringen?“ mischte sich Grete Braun ein.

„Aber das ist ja ein furchtbarer Umweg für Sie, Herr Doktor! — Das kannst Du doch garnicht annehmen, Tilde!“

Vorwurfsvoll sah sie die Freundin an.

„Weißt Du denn nicht, daß Dr. Voß sehr früh aufstehen muß? — Mein Bruder bringt Dich rasch im Auto nach Hause, wie verabredet, nicht?“

„Sie sind wirklich zu besorgt, Fräulein Braun!“ sagte der Doktor herzlich. „Wenn man schon eine Nacht verlanzt, dann kommt es auf eine halbe Stunde mehr oder weniger auch nicht an!“

„Es ist schon besser so, wie ich sage!“ entschied Grete in bestimmendem Tone.

„Nun, wenn Fräulein Grete befehle, muß ich mich wohl fügen,“ lächelte Dr. Voß.

„Abgesehen davon, daß ich nicht wagen würde, Herrn Braun

junior seine älteren Rechte streitig zu machen. — Am Sonntag sehen wir uns ja zum Frühlingsbummel wieder, nicht?“

„Frühlingsbummel? Man hat mir nichts gesagt,“ erwiderte Tilde.

„Mein Gott, ich vergaß — wir reden noch davon,“ sagte Grete hastig.

„Aber Heinz wartet auf Dich. Adieu — laß' Dir den Abend gut bekommen.“ — — —

Ein schöner klarer Vorfrühlings-Sonntag war angebrochen. Am blendend blauen Himmel stand die Sonne und schickte ihre angenehmen wärmenden Strahlen auf die lachenden, gepußten Menschen, die froh des nahenden Frühlings ins Freie wanderten.

Grete Braun sah reizend aus in dem gut gearbeiteten Kostüm, als sie in strahlender Laune die auf dem Bahnsteig des kleinen Billenborortes wartenden Teilnehmer des Ausflugs begrüßte.

„Die Schönste und Eleganteste von allen!“ flüßerte Dr. Voß, sich zu ihr herabbeugend.

Sie lachte wohlgefällig.

„Gefällt Ihnen das Kostüm? Und es war garnicht mal so teuer, 150 Mark. Aber Mama meint, es sieht aus wie zweihundert.“

Donnerwetter! Das war die Rehrseite der Medaille. Er hatte ja gar nicht gewußt, daß Damengarderobe solch' ein Heibengeld kostete! Da mußte man es sich wahrhaftig mehr als einmal überlegen, ehe man bei den teuren Zeiten heiratete — wenn man nicht vom Gelde seiner Frau leben wollte. — Grete Braun würde sicher eine sehr verwöhnte und kostspielige junge Frau werden. — Er versank in grübelndes Nachdenken.

„Nun, so schweigsam, Herr Doktor? — Woran denken Sie?“ erklang die neckische Stimme seiner Begleiterin.

„Pardon — gnädiges Fräulein — übrigens, was sehe ich — vielmehr sehe ich nicht! Wo ist denn Fräulein Seyffert? Ich glaubte sie heute auch hier begrüßen zu können.“

„Ich hatte ihr ja Bescheid gesagt,“ gab Grete langsam zurück.

„Ich erwähnte allerdings, daß wir vielleicht draußen zu Mittag essen würden — na, und das wird ihr wohl zu teuer sein, denke ich mir.“

„Ach — meinen Sie?“

„Ja, und außerdem . . .“

Sie neigte sich vor, um es dem Doktor wie einen guten Witz zuzusüßern: „Sie hat nichts anzuziehen.“

„Unsinn! Das sind doch alles Außerslichkeiten!“ schalt der Doktor.

„D, sie ist eitel, Herr Doktor! S) kenne sie — und da ihr Bruder lange krank war, was natürlich viel Geld gekostet hat, so ist sie wohl augenblicklich etwas knapp bei Kasse. — Sie muß natürlich auch von ihrem Gehalt abgeben. — Mein Gott, sie stammt eben aus kleinen Verhältnissen. — Geld ist da nicht viel zu holen!“

Sie hob in mitleidiger Verachtung die vollen Schultern.

Der Doktor betrachtete sie kurz und erstaunt von der Seite.

Der Ton, in dem Fräulein Braun sprach, war ihm neu und gefiel ihm keineswegs. — Sollte sie wirklich so herzenskalt sein? — Er hatte sie bisher für ein lustiges, harmlos vergnügtes junges Mädchen gehalten, und ihre kokette Grazie hatte ihn beirrt.

Eines stand für ihn fest. Tilde Seyffert würde sich bestimmt nicht in derart wegwerfender und taktloser Weise über eine Freundin geäußert haben. — — —

„Guten Tag, Fräulein Seyffert! — Sie scheinen es ja furchtbar eilig zu haben. Wollen Sie einem alten Bekannten nicht erlauben, Sie ein Stück zu begleiten?“

Tilde Seyffert sah prüfend zu Dr. Voß auf.

„Wiegt Ihnen denn etwas daran?“ fragte sie.

„Wie die Frauen immer gleich persönlich werden!“ scherzte der Doktor.

„Ich wette, Sie haben es mir neulich doch übel genommen, daß ich Sie nicht nach Hause gebracht habe.“

„Aber wieso denn! Im Gegenteil, Sie müßten mich doch für furchtbar egoistisch halten, wenn ich Ihre Bitte, mich zu begleiten, annehmen hätte. — Uebrigens wußte ich nicht, daß Sie so früh aufstehen müßten.“

„Ja, Fräulein Braun zeigte sich äußerst rücksichtslos!“ bestätigte er ironisch.

Tilde sah ihn ungewiß an.

„Warum sind Sie nicht zum Frühlingsbummel mitgekommen?“ fragte er.

„Offen gestanden, ich war nicht in Stimmung,“ erwiderte das junge Mädchen leise. „Mein Bruder, der durch sein langes Kranken sein recht reizbar geworden ist, befand sich gerade an jenem Morgen in so gedrückter Stimmung, daß ich es für meine Pflicht hielt, bei



Mittagsruhe. Nach dem Gemälde von Julius v. Blaes.

ihm zu bleiben. — Und dann kam noch ein zweiter Umstand hinzu,“ fuhr sie freimütig fort. „Ich hörte, daß draußen zu Mittag gegessen werden sollte, und das wäre mir augenblicklich etwas zu teuer geworden, denn . . . aber ich muß hier abbiegen — adieu, Herr Doktor!“

„Also auf Wiedersehn, Fräulein Seyffert. — Und grüßen Sie, bitte, Ihren Bruder von mir.“

Sie schüttelte den Kopf. „Verzeihen Sie, das möchte ich nicht.“ Der Doktor sah sie verduht an.

„Ich habe Werner garnicht erzählt, daß Sie wieder hier sind, da Sie ihn noch nicht aufgesucht haben. Ich weiß ja, daß Sie gesellschaftlich stark in Anspruch genommen sind. Aber Werner läßt so etwas ja nicht gelten.“

Doktor Voss sah sie stumm an.

„Wissen Sie, er hat ganz recht,“ sagte er dann.

„Und bitte grüßen Sie ihn dennoch von mir. — Seine Krankheit war ja Entschuldigung genug für mich, ihn nicht besucht zu haben — aber ich möchte das Versäumte nun gern nachholen — wenn Sie mir nicht Ihre Gastfreundschaft verjagen wollen.“

Zweifelnd sah Tilde ihn an.

„Sie sind natürlich willkommen, Herr Doktor.“

„Abgemacht!“ rief er vergnügt.

„Wann darf ich kommen? Vielleicht morgen Abend schon?“

„Morgen Abend sind Sie doch mit Brauns im Theater — und wollten nachher mit ihnen zu Abend essen, wie mit Grete sagte.“

„Und was würden Sie sagen, wenn ich lieber bei Ihnen ein Butterbrot esse und eine Tasse Tee trinke, wie früher — als von Herrn Bankier Braun zum Souper in der Ressource eingeladen zu werden.“

Sie starrte ihn an. — War es nicht, als schien die Sonne heller, als leuchtete der Himmel blauer als dorthin? —

„Würden Sie sich ein bißchen freieren, Fräulein Tilde?“ fragte er, sich lacht zu ihr herabbeugend.

Zwei glücklich leuchtende Augenpaare trafen sich.

„Auf Wiedersehen!“ sagte sie endlich.

Er sah ihr nach, wie sie dahinschritt durch den Frühling, wie getragen von hoffnungsfroher Zuversicht, und auch seine Seele atmete auf, befreit von Irrtum und Kurzsichtigkeit.

Gescheitert.

Roman von Viktor Gelling

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wirklich, aus diesen Zeilen, die sie fern von ihm zu Papier gebracht, loberte alles in ihr ihm entgegen. Fliegend waren die Buchstaben über das Papier geeilt.

Und plötzlich, mit einem Schlage, stand sie wieder vor ihm. Er sah sie wieder vor sich, wie damals, als er sie vom ersten Händedruck an geliebt hatte, wie damals, als er sich sagte, daß sie sein Schicksal sei, als ein Traumbild von wunderbarer Schönheit. Die Stunden stiegen wieder vor ihm auf, da ihr blondes Haar an seiner Brust geruht hatte, wie ihre Augen ihn verfolgten, diese strahlenden, unergleichen Augen! Und wie grausam war er gewesen in den letzten Wochen! Wie mußte sie unter seiner Kälte gelitten haben!

Dieser Frau hatte er fremd und kühl gegenüberstehen können! Sie war's, die ihm helfen würde. Sie hatte es ja selbst geschrieben. Mit Blitzesschnelle hatte sich der Gefühls-umschwung in ihm vollzogen. Er zweifelte nicht daran, daß sie ihm wieder mit einem Jubelschrei entgegenfliegen würde, wenn er käme.

Wenn er käme? Schrieb sie nicht, daß Aita von Jelsen mit der Prinzessin C. eine Reise in die holsteinische Schweiz plane? Daß sie einsam auf dem Damme zurückbleiben werde? War das nicht ein Wink des Schicksals?

Er war immer schnell in seinen Entschlüssen. Sofort telegraphierte er an Silba, daß er kommen würde. Er ging zu Oberst Dürr und erbat und erhielt einen fünftägigen Urlaub nach Berlin.

Am Abend hatte er Silbas Antworttelegramm.

„Ich erwarte Dich, Aita ist verreist.“

Eine Unterschrift stand nicht darunter. Sie war überflüssig.

Jedor aber wurde sich, gleichsam als wenn er aus einem Schlafe erwacht wieder zu sich käme, jetzt erst des Wertes klar, den die schöne Rufine in seinem bewegten Leben ausmachte. Silba war die Fee aus dem Märchen, die seinen Weg gekreuzt hatte. Und er hatte sie lassen wollen?

17.

Wenn die Vierten Schleißchen Nr. 7 im reservierten Zimmer des Hotels „Blauer Hirsch“ vorprachen, bediente Herr Goldammer persönlich. Das heißt, er war überall und nirgends. Jeden Schnitt Bier, der auf den Tisch gesetzt wurde, verfolgte er mit den Augen. Bei jeder Schüssel, die serviert werden sollte, prüfte er die „Aufmachung“. Er war das dem Hause und seiner eigenen Person schuldig. Herr Goldammer war sechs Jahre Hofkoch beim Fürsten von Butbus gewesen. Er war ein Mann von Welt.

Es gab immer einige Delikatessen im „Blauen Hirsch“. Der Landadel verkehrte hier. Die anderen Gasthäuser des Städtchens dienten lediglich als Ausspannungen. Auch die Damen vom Lande kamen manchmal mit. Dann machte Herr Goldammer die Honneurs.

Suse von Röschling war mit ihrer Freundin Elisabeth und Herrn von Hartmann schon nach Tisch zur Stadt gekommen. Sie hatten Tennis gespielt. Die beiden Dürrs und alle unterbeirateten Leutnants des Regiments hatten sich daran beteiligt. Großenteils als Zuschauer. Aber es gab auch ein

paar gewandte Spieler unter ihnen. Leo Pleßberg hatte in Gomburg mitgespielt und dort einen Preis gewonnen. Gegen den waren alle anderen Stümper. Es war ein sehr vergnügter Nachmittag gewesen. Zum Schluß hatten sie beschlossen, im „Blauen Hirsch“ zu Abend zu essen. Auch die beiden Dürrs nahmen daran teil. Herr von Hartmann hatte alle eingeladen.

Die Herren, die gespielt hatten, waren noch im Tennis-Dress. Das stand ihnen nicht schlechter zu den gebräunten Gesichtern.

Suse Röschling bemerkte die stählerne Eleganz ihres schlanken Tischherrn. Leinsdorf und Gusti Prittwitz waren wirklich die hübschesten am Tische. Schlank und geschmeidig von der beständigen Übung, frisch, frei und fröhlich — sie sahen immer aus wie aus dem Ei gepell. Ihr Neuzeres glied sich fast in allen Punkten, obwohl sie gar nicht miteinander verdammt waren. Beide waren sie gleich groß, beide blond und hübsch, beide hatten sie ein frisches, bartloses Gesicht und die Haare ein wenig kraus. Hier hatte richtig ein Zufall sein Schelmenspiel getrieben, als er die beiden Ungetrennlischen, die Dächse, die Wellensittiche, an einem Tage in ein und dasselbe Regiment verschlug.

Die Wellensittiche führten natürlich die beiden Seeburger Damen zu Tisch. Die Mädchen waren hübsch, jung und frisch. „Buttchen“ fing an, langsam aus sich herauszugeben, Susanne Röschling hatte einen gesunden Witz vom Vater geerbt. Die Reichstagsreden, die der alte Röschling als M. d. R. hielt, waren stets gewürzt mit Schlagern. Nach jedem Satz, den die Zeitungen wiedergaben, war ein „Geiterkeit“ oder „Stürmische Geiterkeit“ zu verzeichnen. Beide Mädchen sahen im Tennis-Sweater „einfach Puppe“ aus, wie Leinsdorf und Prittwitz feststellten. Sie hatten stets dieselben Lieblingsausdrücke. Zurzeit war entweder alles „einfach Puppe“ oder es war „berbeherend“. „Berbeherend“ waren z. B. die Tennishüte, die die beiden Dürrs aufgehakt hatten. Das sind ja „Seilsarmee-Kiepen“, hatte Prittwitz konstatiert. Die beiden Dürrs waren stets am einfachsten angezogen, auch heute. Sie hatten keine Tenniskostüme. Das taten auch die sommerlich hellblauen und weißen Wüffelkleider mit den breiten Spitzenträgern.

Lipinski hatte seine helle Freude an den beiden Sittichen. „Sie sind sterblich verliebt — sieh nur einer an!“ raunte er dem neben ihm sitzenden Pleßberg zu.

Pleßberg gab ebenso zurück: „Warum auch nicht! Eine Verbindung dieser Dächse mit den beiden Blappermäulchen liegt doch auch gar nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Standesgemäß. Alles da —“

„Die Herren schenken sich wohl selbst ein, wenn ich bitten darf?“

Wenn Lothar von Hartmann im „Blauen Hirsch“ mit den Graf-Schlit-Dragonern war, gab es immer ein „Nüllchen“. „Meine Revanche für Ihren Besuch,“ pflegte er zu sagen.

Als Herr Goldammer devot darauf aufmerksam machte, daß er Pfirsiche im Hause habe, entschied sich Herr von Hartmann unter allgemeiner Zustimmung für eine kleine Bowle. „Urenburg vor!“ hieß es sofort.

Graf Urenburg war der Bowlenbrauer des Regiments. Seine Rezepte hatten einen Namen in ganz Schlesien. Und

die veritable Feuerbowle à la comte Urenbourg, deren Hauptingredienzien Burgunder, Portor und Sekt waren, war beinahe geföhrt. Wer bei einer solchen Bowle saß, der saß auf Besch. Er kam so bald nicht wieder hoch.

„Aber eine leichte Mischung, wenn ich bitten darf, lieber Graf!“

„Bowle XIII. Ein Getränk für Waisenkinder. Ihr Auftrag ehrt mich und wird prompt effektuiert.“ Oberleutnant Müllers kam etwas später. Lothar Hartmann ging ihm mit offenen Armen entgegen.

„Wie? Noch im Stall gewesen? Kann ich mir denken! Das hat ja kein Mensch geahnt, daß Sie so ein Pferde-Fockel sind, wie Sie hierher kamen; und jetzt stellen Sie unsere besten Herrenreiter in den Schatten! Wie heißt denn der neue Derby-Tract, den Sie aus England importiert haben?“

Müllers nahm neben Pauline Dürr Platz. Seit sie die Verlobte seines Freundes Christian Deef war, hatte er sie erst näher kennen gelernt. Er war auch musikalisch, und wenn er sich mit ihr unterhielt, kamen sie aus dem Hundertsten ins Tausendste.

Herr von Hartmann fragte, wo Gog sei. Pleßberg antwortete: „Ist heute früh nach Berlin abgedampft. Ich glaube, er begräbt jemand. Genauer weiß man nicht. Jedenfalls ist er viel auf Achse. Er hat uns erklärt, in Neuburg wolle er nicht verbauern.“

„Na, da hat er ja auch keine Anlage dazu. Mein Gott, wenn alle so flott wären, wie er! Das ist ja 'n Renner. Viel Prätention, nebenbei gesagt. Mehr als Ihr andern, obwohl Ihr da auch ein ganz Teil von abgeben könntet. Entre nous, er lebt wohl etwas üppig?“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich frage nur. Sein Vetter, der Rittmarshausen, ist uns ja allen sehr bekannt, aber er — die Fannenberg's waren eigentlich immer etwas in der Klemme. Wir sprachen ganz zufällig neulich bei einer Kreisitzung von ihnen. Und Guren Gog, den kannte kein Mensch. Deswegen erkundigte ich mich ja bloß — gewissermaßen ist er ja kein echter Vierter Schlesiäner Nr. 7.“

Pleßberg zuckte die Achseln.

„Nein — ein echter Vierter Schlesiäner ist er nicht. Aber im übrigen kann ich, so gern ich wollte, Ihnen auch nur spärliche Auskunft geben. Seinen soldatischen Lebenslauf sieht man ja aus der Rangliste. Er war Gardeulan und hat dann fünf Jahre in Goldap in den Mond geguckt. Warum er als älterer Oberleutnant hierher versetzt ist, weiß ich nicht. Er hat sich jedenfalls sehr nett benommen, als wir zu Bernhard Müllers Offizierswahl schritten.“

„So? Das freut mich. Das hätte ich gar nicht gedacht!“

„Ja, das hat er aber doch. Trotzdem haben Sie sehr recht — wir sind alle nicht recht warm mit ihm geworden. Er ist faktisch ein ganz anderer Schlag als die übrigen im Regiment.“

„Wissen Sie, an wen er mich erinnert? — An den „verfluchten Schwerenöter“, wie ihn die „Fliegenden Blätter“ seit Jahrzehnten bringen. Da ist fast in jeder zweiten Nummer so'n schider, tollschider Leutnant, der mit dem Sarraz rasselt und sich für unwiderrstlich hält.“

„Na, sind wir denn nicht alle hübsche Kerle?“ fragte Pleßberg lachend.

„Selbstverständlich. Grobe Mißgriffe liegen seitens der Schöpfungsgeichichte nicht vor. Aber Nuancen gibt es doch — Gog ist jedenfalls noch etwas überfeinerter.“

„Bitte, bloß äußerlich!“

„Versteht sich! Davon rede ich ja auch nur. Ne, im Gegenteil, das andere an ihm gefällt mir viel weniger als an Euch: hochmütig, zugeknöpft und so . . . Prostit!“

„Sinn für Ueberlieferungen haben wir nun einmal alle. Das muß wohl so im Blute liegen.“

„Mag sein. Manchmal wird das Blut aber frohlich, und da ist es sehr gut, wenn es einmal aufgemöbelt wird.“

„Durch eine Bowle à la Urenbourg. Der Mann hat seine Sache gut gemacht.“ setzte Lipinsky hinzu. Er hatte nur die letzten Worte gehört.

Die Damen nippten nur. Suse Köchling meinte, diese Bowle schmecke „wonnig“.

„Wenn Sie nichts trinken, können Sie das gar nicht beurteilen, meine gnädige Baronesse,“ sagte Leinsdorf.

Stimmung war jedenfalls da, und plötzlich erklärte Pleßberg laut, es müsse getanzt werden.

„Absolut nötig!“

Die jungen Damen sagten, das sei ein famoser Einfall. Als sich Bernhard Müllers erbot, einen Walzer auf dem Kla-

vier zu versuchen, fand der Plan auch bei den übrigen Herrsch Begeliebe.

Die Kellner mußten Stühle und Tische herausschleppen.

„Die Kunst Terpsichorens ist ohne Frage der holden Frauen eigenstes Gebiet“

trällerte Lipinsky. Keine fünf Minuten waren vergangen, da wiegten sich die Paare schwebend im Walzer . . .

Neuburg war eine brave Stadt. Sie schloß bereits, als man aufbrach. Der Platz vorm Hotel lag menschenleer mit seinen geschlossenen Läden. Nur in der Mitte leuchteten feiß und grell die Goldflammen auf dem großen Kandelaber, der schwer mit aufgeföhnter Ornamentik verziert war.

Oder war Neuburg keine ganz brave Stadt? Wenn man näher hinsah, gewährte man, dicht an die Haustüren gedrückt, ein paar Lebewesen. Dienstmädchen und Dragoner waren es. Keiner Schritte, so schloß in der Regel das Mädchen in Haft die Tür auf, und der Dragoner stellte ebenso flink seinen Fuß in die klaffende Finsterniß, beugte sich vor und warf, ehe er vollends im Dunkel untertauchte, im weiten Bogen den Rest seiner Zigarre übers Steinpflaster.

Am Himmel flimmerten die Sterne.

18.

Vor dem Kurhaus in Heiligendam hörte man das fröhliche Lachen der Kinder, das lustige Sprühen des nahen Wassers. Eine quellende Frische lag über diesem Thyll. Derbe, frische Menschen kamen aus dem Walde, mit geschwellten Segeln wiegten sich die Boote vor dem Landungssteig, überall warmes, treibendes Sonnenlicht, das mit frisch quellender Jugendluft bis tief hinein in die Zimmer lachte.

An Hilda Reichenhausens Tür klopfte es, und dann wurde sie leise geöffnet. Die zierliche Jungfer, das fokette Hamburger Häubchen auf dem Haar, trat ein. Sie trug ein Tablett in der Hand und wünschte „Guten Morgen!“

„Ich sollte den Tee heraufbringen, Frau Baronin!“

Hilda drehte sich um — sie lächelte.

„Bitte stellen Sie ihn hin, Gilly. Ich danke Ihnen.“

War das wirklich dieselbe Hilda, die hier mit glücklichen Augen und jubelndem Glück im Herzen stand, dieselbe, die sich all die Tage vorher zum Sterben elend geföhlt hatte, die ein Spielball ihrer schrecklichen Gedanken und Empfindungen gewesen, in der der Wunich immer mehr rege geworden war, ein Leben auszulöschen, das zu ertragen ihr unmöglich erschien?

Gestern morgen hatte noch Mr. Eyre ein Freund des Prinzen Keuß, Asta Felsen gefragt: „Sagen Sie mir bloß, was ist mit Ihrer allerliebsten Freundin? Sie scheint einen großen Kummer zu haben — sie kränfelt. Jeden Tag schwindet sie mehr dahin, und dabei ist sie doch wie geschaffen zu einem sonnengleichen Wesen.“

Mr. Eyre hatte eine Nacht im Hafen liegen, ein feistüchiges kleines Schiff, mit dem er jedes Jahr eine Tour nach Heiligendam machte. Beim Tennis war er Astas Partner gewesen. Bei den Ausflügen wich er nicht von ihrer Seite. Sicherlich gehörte er zu den bemerkenswerten Persönlichkeiten, die Asta und Hilda auf dem Damm kennen gelernt hatten. Asta hatte schon im „Newyork Herald“ von ihm gelesen.

„Erzählen Sie mir von Ihrer kleinen Freundin?“ hatte er gebeten. „Sie hat ein so schönes, ausdrucksvolles Gesicht. Und diese blaffen, feingliedrigen Hände! Das ist ein Faible von mir. Diese Hände erzählen von einer Welt verwichenen Leids. Sagten Sie nicht, daß die Baronin verheiratet sei? Sie muß doch noch in allen Gehimmeln leben — bei dieser Jugend?“

„Lieber Mr. Eyre,“ sagte Asta Felsen, „wer als Achtzehnjährige in die Ehe tritt, ist natürlich noch allen Pfaffen unterworfen. Jugend ist immer etwas Unfertiges.“

„Es ist das Vollkommenste, was es gibt! — Zweifelnd Sie an ihrem Glück?“

„Das wäre unrecht. Rittmeister von Reichenhausen-Rittmarshausen ist mir seit Jahren, schon als Junggeselle, bekannt; er wird Hilda nie Anlaß geben zu Enttäuschungen, wie sie mir geworden sind. Aber Hilda trägt einen großen Liebeschmerz im Herzen, den nimmt ihr Gatte ziemlich gedankenlos hin. Er soll auch ein hübschen reichlich viel Soldat, zu wenig der liebende Gatte sein. Er ist so völlig das Gegenteil von dem, was Hilda braucht. Sie wallt so leicht über, und dieser Egon von Reichenhausen geht so selten aus seinen Geföhlen heraus, läßt alles an sich herankommen.“

„Und ist er wirklich krank?“ fragte der Amerikaner.

„Herzleidend, blutarm. Aber das ist nicht der wahre Grund ihres heimlichen Kummers — sie hat fortgesetzt sehr gute Nachrichten von ihrem Mann.“ (Fortsetzung folgt.)

Für Feld und Garten

Lattich oder Binde-salat.

Eine Salatforme, der immer noch nicht die richtige Würdigung zuteil wird, ist die Sommerendivie, Lattich oder Binde-salat, weil diese Salatforme erst gebleicht werden muß, bevor sie ihren Weg zur Küche findet.

Wie aller Salat, der im Hausgarten gezogen wird, verlangt auch der Lattich durchaus keine andere Pflege als der gewöhnliche Kopfsalat. Man sät den Samen auf Beete, bedeckt ihn leicht und feuchtet das Beet dann mit feinem Wasserstrahl tüchtig an. Nachdem die Pflänzchen erstarkt sind, pflanzt man sie auf Beete in mäßiger Entfernung, gießt gut an und auch später noch nach Bedarf. Ein öfteres Behaden der Beete ist absolut notwendig, denn bei guter Bodenlüftung wächst der Lattich in einigen Wochen heran.

Ist die Pflanze voll ausgewachsen, so bindet man an trocknen Tagen die Blätter mit einem Bastfaden zusammen, damit das Herz schön gelb gebleicht wird, was in vier bis sechs Tagen geschieht. Dann ist der Lattich für die Tafel reif. Er wird nun geschnitten und die gebleichten Herzen werden, nachdem alle äußeren Deckblätter entfernt sind, in der Küche je nach Geschmack zubereitet.

Es empfiehlt sich, immer nur so viel Lattichstauden zu bleichen, als man jedesmal verkaufen oder im eigenen Haus-

halt verbrauchen will, da sonst der Lattich leicht fault; wenn man von vier zu vier Wochen pflanzt, hat man den ganzen Sommer über Binde-salat.

Vermehrung von Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern.

Genannte Beerensträucher, wie es häufig geschieht, durch Teilung zu vermehren, ist nicht ratsam, da in den meisten Fällen eine Ausartung der Sorte eintritt. Die beste Vermehrungsart ist durch Stecklinge. Man schneidet von den einjährigen Trieben im Herbst etwa 25 Zentimeter lange Stücke und zwar so, daß sich die untere Schnittfläche möglichst dicht unterhalb eines Auges befindet. Diese Stecklinge werden auf ein Beet, welches jedoch nicht frisch gedüngt sein darf, in einem Abstand von 15—20 Zentimeter gesteckt und gut festgedrückt. Im Frühjahr werden sie bewurzelt sein.

Verwendung unreifer Äpfel.

Unreife Äpfel lassen sich am zweckmäßigsten durch Einlöchen zu Gelee in der Haushaltung verwerten. Zu diesem Zweck werden sie in Wasser gekocht, bis sie ganz weich geworden sind, alsdann in einen leinenen Beutel gefüllt und der ohne Anwendung von Druck durchgelaufene Saft bis zur Syrupdike eingekocht, nachdem man auf einen Schoppen Saft ein halbes Pfund Zucker hinzugegeben.

Obere Bild:

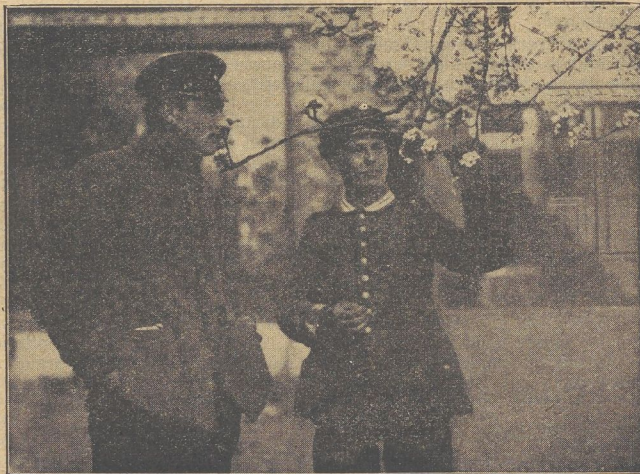
Unsere Feldgrauen in ihrer Ruhe-stunde. Unsere Feldgrauen nutzen die freie Zeit so angenehm wie möglich aus. So sehen wir hier einige Soldaten, die in Belgien im Quartier liegen, musizieren. Die Leute, bei denen sie einquartiert sind, hören gerne zu.

Unteres Bild links:

Der schwedische Forscher Sven Hedin an der österreichischen Front. Unser Bild zeigt den berühmten schwedischen Forscher auf seiner Reise an der österreichischen Kampffront, um sich auch dort über den guten Stand der österreichischen Truppen und ihrer Verteidigung unparteiisch zu überzeugen. Sven Hedin hat bereits die deutsche westliche und deutsche östliche Kampffront eingehend besichtigt und darüber in deutschen und vor allen Dingen in neutralen Zeitungen Berichte veröffentlicht, die sich durch strenge Unparteilichkeit auszeichnen.

Unteres Bild rechts:

Zwei Naturfreunde bewundern die Baumblüte. Eine Aufnahme vom belgischen Kriegsschauplatz.



Druck und Verlag: Neue Berliner Verlags-Anstalt, Aug. Krebs, Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. Verantwortlich für die Redaktion der Neuen Berliner Verlags-Anstalt Aug. Krebs: Max Ederlein, Charlottenburg, Weimarerstr. 40.

Merseburger Correspondent.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Bezugspreis: Vierteljährlich 1,20 M., beim 1,50 M. einschließlich Bringerlohn; durch die Post bezogen Vierteljährlich 1,62 M. einschl. Postgeld. Einzelnummer 10 Pf. — Fernsprecher Nr. 324. —

Gratisbeilagen:
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Landwirtsch. u. Handelsbeilage
Wissenschaftliches Monatsblatt
Lotterielisten — Kurzzettel

Anzeigenpreis: Für die einseitige Zeile oder deren Raum 20 Pf., im Reklameteil 40 Pf., Chiffreanzeigen und Nachmeldungen 20 Pf., mehr. Platzvorschrift ohne Verbindlichkeit. Schluß der Anzeigen-Annahme: 9 Uhr vormittags. — Geschäftsstelle: Delgrube 9. —

Nr. 142.

Sonntag den 20. Juni 1915.

41. Jahrg.

Schwere und hartnäckige Kämpfe um Arras. — Deutsche Flieger bombardierten Nancy, Boins les Boins und Gérardmer. — Alle neuen Angriffe der Italiener zurückgeschlagen. — Die Russen in Galizien bis vor Lemberg zurückgedrängt, österreichische Truppen überschritten in der Bukowina die russische Grenze.

Rückblick und Ausblick im Weltkrieg.

Le. Auch dem deutschen Politiker ziemt es heute noch fast einjähriger Dauer des großen Krieges, Umflucht in Vergangenheit und Zukunft zu halten. So beginnt ein fesselnder Aufsatz, den der Reichstagsabg. Dr. Müller-Meinungen in der „Vorzeitung“ in Hildburghausen veröffentlicht. Dr. Müller-Meinungen gibt einen Überblick über die großen Ereignisse des Kriegesablaufes. Er schildert unsere vorteilhafte militärische Lage, die zu den besten Hoffnungen berechtigt. Er weist darauf hin, daß wir wirtschafts- und finanzpolitisch durchaus zufrieden sein können, und daß alles in allem das deutsche Volk alle Schwierigkeiten des Kriegerkampfes begeistert und überraschend gut überwinden hat. Dr. Müller-Meinungen fährt dann fort: „Das alles konnte nur ein von der Güte seiner Sache überzeugtes, in allen Schichten einiges Volk erreichen. Die Einigkeit im Handeln, dieses Verantwortlichkeitsgefühl jedes einzelnen, nicht nur auf der Waffent, sondern auch zu Hause, um jeden Preis durchzuhalten, bis der Sieg errungen, ist aber auch die notwendige Voraussetzung dafür, daß die bisherigen Erfolge endgültige Bedeutung erlangen.“

Es darf dabei vielleicht noch nebenbei festgestellt werden, daß auch die deutsche Volkswirtschaft eine erfreuliche Spiegelbild dieser Volkseinigkeit bot. Kaum ein anderes Parlament der Welt hat so rasch und zielbewußt zu handeln verstanden wie der deutsche Reichstag. In seiner Volksvertretung wurde weniger gesprochen und mehr gehandelt als dort. Man war sich mit vollem Recht bewußt, daß in so schweren Zeiten das Parlament der höchste zum Handeln, nicht zum Sprechen geschaffene Vertrauensförder des Volkes sein muß. Seine Pflicht zur notwendigen Kritik, die ja in Friedenszeiten mit sein Wesen ausmacht, hat es dabei nicht veräußert. Es hat sie in Formen ausgeübt, die dem Ganzen nützlich. Sie haben erfreulich ab von den abscheulichen Zänkereien des englischen Parlaments oder der französischen Kammer mit ihren Machtcliquen. Der Reichstagsabg. wie sein hervorragend verdienter Stellvertreter, dessen stille Wirksamkeit draußen im Land wohl nicht hinreichend hoch eingeschätzt wird, hat seit Beginn des Krieges durch zahlreiche Konferenzen mit den Parteiführern ständige Fühlung aufrecht erhalten und die Wünsche und Wünsche des Volkes zur Regierung und Partei wurde das Bild äußerer und innerer Geschlossenheit im In- und Ausland aufrecht erhalten, das dort ebenso immer anwesend wirkte, wie die Festigkeit der deutschen Panzer. So wirkt ein Rückblick auf die letzten harten Zeiten beruhigend und versöhnend.“

Dr. Müller-Meinungen stellt dann fest, daß die Regierung ungewöhnlich Recht hatte, wenn sie die öffentliche Erörterung der Kriegsziele bisher möglichst hinten hielt. Es wird hoffentlich bald ein Zeitpunkt kommen, in dem die öffentliche Erörterung der Kriegsziele zur Pflicht des ganzen Volkes und vor allem seiner Vertreter wird. Dieser Zeitpunkt darf natürlich nicht zu spät gewählt werden, damit der Wille des Volkes voll berücksichtigt werden kann. Jetzt ist noch nicht die Zeit gekommen, über diese Fragen der Zukunft zu verhandeln. „Aber“, so führt

Dr. Müller-Meinungen weiter aus: „Jeder Denkende muß jetzt die Zeit benutzen, um sich über all diese wichtigen Fragen der inneren und äußeren Politik ein eigenes Urteil zu bilden. Vorurteilslos, ohne Fanatismus und falsche Ideologie, unter möglicher Achtung und Meinung des andern mag er alle diese wichtigen Probleme und vor allem ihre Wirkung auf unsere innere deutsche Zukunftsentwicklung überlegen und prüfen. Soviel dürfte als Generalabstimmung schon heute feststehen: es müssen vom volkswirtschaftlichen und militärischen Standpunkt aus die festen Garantien geschaffen werden, daß unsere Kinder und Enkelkinder sicherer gegen solche Überfälle seitens unserer Feinde dastehen, als wir selbst es bisher waren. In unserer kulturellen Friedensarbeit dürfen wir nicht mehr gehindert werden können. Wer das Ziel der Sicherung will, wird verkündigend auch jedes taugliche, ja notwendige Mittel zur Abwehr von Angriffen wollen, falls es als solches bewiesen wird. Innerpolitische, schwerwiegende Momente werden allerdings auch bei all diesen Fragen, Grenzänderungen usw. mitsprechen. Das Wie? wird im einzelnen freilich noch viel Nachzudenken bereiten, wenn die Dinge zur Entscheidung reif sind.“

Die Vögelkämpfe westlich Metz sind noch im Gange. (Wiederholt, da nur in einem Teil der gestrigen Auflage.) Die schweren Kämpfe um Arras. Für die seit 48 Stunden ununterbrochen mit furchtbarer Erbitterung geführten Kämpfe um Arras, die heute ihre Fortsetzung finden, boten die Franzosen und Briten über zwölf Divisionen auf, die als, wie die Staff-Note ausdrücklich festsetzt, sehr ernste Verluste erlitten. Der Gesamtplan des Angriffes wurde durch die vollstündigen Verluste der Briten bei La Bassée in letzter Stunde eine Abänderung, was in die französische Schlachtabordnung eine gewisse Bewirung brachte, von der nach französischer Meinung die Deutschen profitierten. Unter anderem gelang den Deutschen die Befestigung des Schloßes südlich Neuville, obwohl die französischen Batterien, die die Befestigung erhalten hatten: „Unsere Geschütze müssen ihr Letztes hergeben“, zur Eroberung jener Stellung nicht weniger als dreihunderttausend Geschütze abzurufen. Der allgemeine Eindruck der Pariser Tagespresse ist, daß die Hartnäckigkeit, mit der die Deutschen alle Wege nach Lens und die Hebuterner Zugänge verteidigen, noch eine Reihe aufregender Kämpfe verpricht.

Englische und französische Gelbgorgen. Die Aufgabe, daß nach den Mitteilungen von Haunlich die Kriegszugaben Englands fortwährend steigen und die neue fünf-Milliarden-Anleihe am 25. September reifen wird, veranlaßt die „Times“ zu der Feststellung, daß die Staatseinnahmen einen Nettobetrag von rund 18 Milliarden aufweisen. Das Blatt vermutet, daß die Regierung bis zum Herbst noch mit einer neuen Anleihe hervortreten wird. Wie bald werden man die finanziellen Anforderungen durch fortgesetzte Schatzkasseneinnahme befriedigen. In der letzten Woche ergab der Abzug der englischen Staatsscheine nur 240 Millionen, während 420 Millionen benötigt wurden.

Aus Paris wird berichtet: Der Senat nahm einstimmig einen Gesetzentwurf an, der die Ausgabe von 200 Millionen ergänzend über Kredite für das Marine- und das Kriegsministerium an.

Sämtliches Kriegsmaterial an die Front. Schwere französische Artillerie, durch die bis jetzt die Forts von Sautes Alpes an der französisch-italienischen Grenze gestützt wurden, soll, wie uns schon gemeldet wird, nach der militärischen Veranordnung über die Aufbarmachung aller Kriegsmaterials an die französische Front transportiert werden.

Zur Kriegslage.

1 610 000 Kriegsgefangene!

Wie wir der „Bayrischen Staatszeitung“ entnehmen, haben nach den Berechnungen, die mit dem 14. Juni abschließen, deutsche und österreichische Truppen folgende Gefangene gemacht: 1 240 000 Russen, 255 000 Franzosen, 24 000 Engländer, 41 000 Belgier. Das sind zusammen 1 610 000 Gefangene.

Von den über 40 000 Gefangenen der Armes des Generalobersten von Mackensen entfallen etwa 13 000 nicht Gefangenen usw. auf das Korps Franconi. Unter diesen Gefangenen befindet sich die Tochter eines russischen Obersten, die in Einjährig-Uniform den Krieg mitmachte.

Die Kämpfe an der Westfront.

Der Bericht unserer Heeresleitung. Berlin, 18. Juni, vorm. (Großes Hauptquartier.) Westlicher Kriegsschauplatz.

Die Feinde setzten ihre Durchbruchversuche nördlich Arras vergeblich fort. Die Engländer erlitten nördlich des Kanals von La Bassée eine neue Niederlage. Ihre Angriffsstruppen wurden aufgerieben, nur einzelne Teile blieben sich zurück. Westlich Engres, beim Kirchhof südlich Souchez, und nördlich Courcy sind Franzosen in kleine Teile unserer vorderen Gräben eingedrungen.

Nördlich der Loretohöhe gehen wir ein in anmaßendem Feuer liegendes Grabenstück planmäßig auf. Im übrigen wurden die feindlichen Angriffe abgelehnt.

Seit dem 16. Juni nahmen wir auf dem Kampfsfeld nördlich Arras 17 Offiziere, 647 Mann gefangen.

Die ständigen Verluste der Gegner entsprechen denen in der Schlacht in der Champagne.

In den Argonnen bieten wir schwache feindliche Vorstöße ab. Bei Wagnon haben sich örtliche Geleise entwickelt.

Die Vögelkämpfe westlich Metz sind noch im Gange. (Wiederholt, da nur in einem Teil der gestrigen Auflage.)

Die schweren Kämpfe um Arras. Für die seit 48 Stunden ununterbrochen mit furchtbarer Erbitterung geführten Kämpfe um Arras, die heute ihre Fortsetzung finden, boten die Franzosen und Briten über zwölf Divisionen auf, die als, wie die Staff-Note ausdrücklich festsetzt, sehr ernste Verluste erlitten. Der Gesamtplan des Angriffes wurde durch die vollstündigen Verluste der Briten bei La Bassée in letzter Stunde eine Abänderung, was in die französische Schlachtabordnung eine gewisse Bewirung brachte, von der nach französischer Meinung die Deutschen profitierten. Unter anderem gelang den Deutschen die Befestigung des Schloßes südlich Neuville, obwohl die französischen Batterien, die die Befestigung erhalten hatten: „Unsere Geschütze müssen ihr Letztes hergeben“, zur Eroberung jener Stellung nicht weniger als dreihunderttausend Geschütze abzurufen. Der allgemeine Eindruck der Pariser Tagespresse ist, daß die Hartnäckigkeit, mit der die Deutschen alle Wege nach Lens und die Hebuterner Zugänge verteidigen, noch eine Reihe aufregender Kämpfe verpricht.

Englische und französische Gelbgorgen. Die Aufgabe, daß nach den Mitteilungen von Haunlich die Kriegszugaben Englands fortwährend steigen und die neue fünf-Milliarden-Anleihe am 25. September reifen wird, veranlaßt die „Times“ zu der Feststellung, daß die Staatseinnahmen einen Nettobetrag von rund 18 Milliarden aufweisen. Das Blatt vermutet, daß die Regierung bis zum Herbst noch mit einer neuen Anleihe hervortreten wird. Wie bald werden man die finanziellen Anforderungen durch fortgesetzte Schatzkasseneinnahme befriedigen. In der letzten Woche ergab der Abzug der englischen Staatsscheine nur 240 Millionen, während 420 Millionen benötigt wurden.

Aus Paris wird berichtet: Der Senat nahm einstimmig einen Gesetzentwurf an, der die Ausgabe von 200 Millionen ergänzend über Kredite für das Marine- und das Kriegsministerium an.

Sämtliches Kriegsmaterial an die Front. Schwere französische Artillerie, durch die bis jetzt die Forts von Sautes Alpes an der französisch-italienischen Grenze gestützt wurden, soll, wie uns schon gemeldet wird, nach der militärischen Veranordnung über die Aufbarmachung aller Kriegsmaterials an die französische Front transportiert werden.